



S. I.

Von dem Vertrauen auf Gott.

Meine lieben Kinder lehret schon frühzeitig auf Gott vertrauen. Vertraue Gott, denn ihm ist's leicht, die Armen reich zu machen. Sir. 11. 21.

I.

Karl war zwölf Jahr alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Witwe bei der Theuerung sich und ihr Kind kümmerlich ernähret hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg, und der Sellsorger begrub sie umsonst. In der ersten Zeit nach ihrem Tode gieng Karl bei
zu

guten Leuten im Dorfe herum, und bat um Brod; und bot sich einem jeden, der ihm was gab, zu fleissigen Diensten an, wenn ihn nur jemand annehmen wolte. Dabei verließ er sich auf Gott, der ihm das Leben gegeben hätte, und es ihm auch gewiß gnädig erhalten würde; denn er war von seiner Mutter from, und christlich erzogen. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarnte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bei seinem Sohn. Da er denn Erlaubniß bekam, täglich mit in die Schule zu gehen. Und weil er Ache gab, und fleissig war, so lernte er viel Gutes. Als er, und sein junger Herr nun grösser wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, an dessen Stelle, über seine Güter; denn Karl war klug und treu, und konnte fertig schreiben; und rechnen.

Kochow:

2.

Christina diente bei einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christina war

war arm, aber from. Sie betete oft zu Gott, und sprach: Ach lieber Gott, lenke doch, wenn es dein guter Wille ist, das Herz meiner Brodherschaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und lieblos begegne! Aber vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich, wer weiß, wie ich die guten Tage ertragen würde! Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir zu wol gieng. Du weißt es am besten, Herr, mein Gott! Schenke mir Geduld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig sei, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. Du Herr wirst alles wol machen, und zu seiner Zeit mir Freude schenken.

Eine wohlhabende Witwe bemerkte Christinens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände.

Kochow

3.

Zu gleicher Zeit, als Konstantinopel von den Türken belagert wurde, lebte daselbst ein fromer Mann, Namens Theodosius, der zwei Söhne hatte, welche Theophilus, und Krispinus hießen. Er erzog sie beide in aller Gottesfurcht, und ermahnete sie auf Gott ihr Vertrauen zu setzen, und
ihm

ihm niemals untreu zu werden, sondern ihm in aller Furcht und Gehorsam zu dienen. Insbesondere sagte er ihnen, wenn sie vor einer Kirche vorbeigingen, und dieselbe offen sei, sollten sie ja in dieselbe hineingehen, und ein kurzes andächtiges Gebet verrichten, weil sie durch ein kurzes Gebet nichts versäumen, sondern den Segen Gottes über sie bringen würden.

Da nun ihr Vater in der Belagerung untkam, so gefielen diese beiden Söhne einem türkischen Officier, Namens Schehmet, sowol, daß er sie nicht nur zu seinen Sklaven machte, sondern auch ihr Haus, in welchem sie bisher wohnten, bezog, und ihnen alle Güte erwies. Er würde ihnen noch besser begegnet sein, wenn sie nach seinem Verlangen, die türkische Religion hätten annehmen wollen. Allein, sie blieben Gott, ihrem Glauben, und den Ermahnungen ihres Vaters getreu, und ließen sich weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen von ihrer Religion abwendig machen. Aber endlich wurde Krispinus, aus Furcht vor dem Tode, den ihnen Schehmet drohete, wenn sie nicht abfallen würden, wankelbar, und entschloß sich aller Ermahnungen seines Bruders, ohngeachtet, ein Türke zu werden. So sehr diese Veränderung des Krispins seinem Herrn gefiel, so sehr vermehrte sich sein Grim gegen

hen den Theophilus, der mit großer Standhaftigkeit in seinem Christenthume verharrete.

Schemet hatte eine Ziegelbrennerei — er ersah also den Zeitpunkt, da der Oberaufseher desselben den Ofen heizen würde, und befahl ihm, wenn er um dieselbe Zeit einen Sklaven zu ihm schicken würde, denselben, er möchte auch einwenden, was er wolle, in den glühenden Ofen zu werfen, daß er zu Pulver verbrenne. Diese schreckliche Marter hatte er dem guten Theophilus zugedacht. Er schickte also denselben, da der Ofen geheizet war, eilends mit einem Befehl an den Oberaufseher der Ziegelbrennerei — und Theophilus gieng fort, ohne ärge Gedanken zu haben. Unterwegs gieng er vor einer Kirche vorbei, und hörte, daß man eben den Gottesdienst anfing. Er erinnerte sich des Befehls seines Vaters, gieng hinein und betete so inbrünstig, daß er sich vergaß, und als der Geistliche endlich den Segen sprechen wolte, wartete er selbigen auch ab.

Indessen wurde dem Schemet die Zeit lang, weil er nun gern wissen wolte, wie es mit dem Theophilus gegangen sei, ob er so willig, wie er vorgegeben, gestorben wäre; so schickte er Krispinum ab, und befahl ihm zu fragen, ob sein Befehl geschehen sei? Krispinus lief geschwind, umt
Müllers Krz; B sei.

seines Herrn Befehl bald auszurichten. Als er bei dieser Kirche ebenfalls vorbeigehen mußte, und von Ferne seinen Bruder kniend erblickte, so machte sein böses Gewissen, daß er ihn nicht einmal ansehen konnte, sondern er lief hurtig vorbei, und eilte so sehr, als er konnte, auf die Ziegelscheuren zu, und fragte den Oberaufseher, ob seines Herrn Wille geschehen sei? Der Aufseher sagte, ja er sollte nur mit ihm gehen, er wolle es ihm zeigen. Krispinus folgte willig, als sie aber vor den erheizten Brennofen kamen, ergrif ihn der Aufseher. Krispinus mochte schreien, und einwenden, was er wolte, er sei der rechte nicht, er würde nächstens ein Machometaner werden, so half alles nichts, sondern er warf ihn in den Ofen, wo er in einigen Minuten zu Asche verbrante.

Als dieses kaum geschehen war, kam Theophilus gelaufen, und fragte den Oberaufseher, ob Seehmets Befehl gesehen sei? Dieser antwortete: sagt eurem Herrn, ich hätte gethan, was er befohlen hat; obgleich der Junge sich noch so sehr geweigert, und eingewendet hat, er wäre der rechte nicht, er werde ein Machometaner werden, so habe ich ihn doch in den Ofen geworfen, er ist auch schon zu Staub und Asche verbrant. Theophilus gieng mit dieser Antwort betrübt zurück, ob er gleich noch nicht wußte, wen dieses Unglück betroffen hatte.

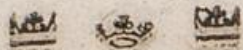
Als Scheemet ihn wieder lebendig vor sich sah, wußte er nicht, wie ihm geschah; er erblaßte vor Zorn und Unwillen, und fragte, wo er so lang geblieben sei, und warum er seinen Befehl so langsam ausgerichtet habe? Theophilus gestund ihm alles, und sagte, daß sein seliger Vater ihm die Lehre gegeben, niemals bei einer Kirche vorbeizugehen, sondern allezeit hineinzugehen, und ein kurzes inbrünstiges Gebet zu Gott zu thun, wenn er gleich noch so wichtige Geschäfte zu verrichten hätte.

Scheemet hörte dem Theophilus aufmerksam zu. Endlich sagte er mit einem tief geholten Seufzer: Ach Theophilus! dein Gott, dem du dienest, ist der Allmächtige, und wahre Gott, den alle Welt verehren soll, dessen Macht ich hierin augenscheinlich erkenne. Da ich dich von demselben abwendig machen wolte, du ihm aber getreu geblieben bist, so hat er gemacht, daß mein Anschlag dich für deinen Ungehorsam gegen mich zu strafen, zu nichts geworden ist, und wunderbarer Weise denjenigen getroffen hat, der ihn aus Furcht vor Strafe verläugnen wolte; denn dein Bruder ist stat deiner in den Brennofen geworfen worden. Dieses hat mein Herz so gerührt, daß ich von nun an den Christen Gott hochachte, und verehere, und die mahomedanische Religion verachte.



Theophilus fiel vor Schrecken wegen
seines Bruders unglücklichen Hinrichtung in
Ohnmacht. Nachdem er sich aber erholet
hatte, freuete er sich, daß Gott dieses ti-
ranische Herz so wunderbar gelenket hatte,
fiel auf seine Knie, und preisete Gott mit
solchem eifrigen Herzen, und Worten, daß
Scheinet dadurch zu Thränen bewegt wur-
de, und den besten Entschluß fassete ein
Christ zu werden. Er ließ seine besten Sa-
chen zu Schiffe bringen, und nach Morea
überschiffen. Zu seinen Bedienten, und
Skaven nahm er lauter Christen mit,
welchen er, sobald sie aus dem türkischen
Gebiete waren, ihre Freiheit schenkte. Er
kam hierauf glücklich nach Venedig, und
ward getauft, lebte aber hernach nicht lan-
ge mehr. Vor seinem Tode machte er ein
Testament, und setzte den Theophilus zum
Erben aller seinet Reichthümer ein.

Bilderakademie



S. II.

Von der Liebe und Gehorsam der Kinder
gegen ihre Eltern, und Vorgesetzte.

Ehre deinen Vater, und deine Mutter,
auf daß du lang lebest, und es dir
wol gehe auf Erden. Deut. V. 16.

Keine jede Seele sei unterthan der obrig-
keitlichen Gewalt. Denn es ist kei-
ne Gewalt als von Gott; was aber
Gewalt hat, das ist von Gott ver-
ordnet. Röm. 13 1.

I.

Manchen und Leopold liebten ihre Eltern
zärtlich, und wurden eben so zärtlich
von ihren Eltern wieder geliebt.

Seit einiger Zeit pflegten beide, so
oft sie ihr Frühstück genossen hatten, in den
Garten zu laufen, und erst nach einer Weile
zurück zu kommen, und ihre Geschäfte an-
zufangen.

Dieses nahm den Vater, und die Mutter Wunder. Denn vorher waren beide Kinder sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit, oder zum Lernen zu kommen.

Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowol zur Arbeit, als auch zum Lernen; weil sie immer erst in den Garten liefen.

Das machte ihre guten Eltern traurig; denn sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müßiggang lieb gewinnen, so wird nichts Gutes aus ihnen werden.

Der Vater fragte sie zuweilen: aber Kinder, warum lauft ihr denn immer so früh aus? Das könnte ja nachher geschehen; wenn eure Arbeit gethan ist.

Allein die Kinder schwiegen still, und sagten nicht, was sie im Garten machten.

Endlich beschloß die Mutter, ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie da doch immer vorhaben mögten.

Sie sahe am andern Morgen, daß Manchen und Leopoldchen nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand.

Sie gieng ihnen also nach.

Da sie nun ferse bis zur Laube hingegangen war, und an der Seite stand, wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig
hin

hineinsehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefalteten Händen kniend auf der Erde erblickte!

Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, daß Leopold so zu Gott betete, indem Manchen ihm leise nachsprach:

Ach du lieber Gott, laß doch unsere guten Eltern noch lange nicht sterben! wir lieben sie ja gar zu sehr, und wollen ihnen gern Freude machen, wenn wir erst groß geworden sind.

Ach mache uns auch recht from, und artig, daß unser Vater, und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen!

Hörst du, lieber Gott! Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Geboten steht.

Nach diesem Gebete standen beide auf, gaben sich einander einen Kuß, und liefen vergnügt, und hurtig wieder zurück nach Hause.

Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen.

Sie eilte zu ihrem Gatten, drückte ihn fest an ihre Brust, indem sie ihm erzählte, was sie gesehen und gehört hatte, und beide waren darüber so vergnügt, und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären.

Kampe.

Als Christophs Sohn, Wilhelm groß wurde, mußte er Soldat werden. Er gieng auch willig zum Regiment, weil er in der Schule gelernet hatte, man müsse gehorsam sein, nicht murren, noch seinem eigenen Willen folgen. Er gedachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmet; denn alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisen, und gnädigen Willen.

Als er lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung. Denn er hatte schon in der Schule Achtung zu geben gelernet. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachlässigkeit; sondern ward in kurzer Zeit so geschickt, als der beste in der Kompagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben, und rechnen gelernet hatte; so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wol, war beständig da, wo er sein sollte, plünderte und raubte nicht; sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm befohlen war, das that er uerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder, rief er, wer Gott vertraut, der hat Herz. Wan wir unsere Schuldigkeit thun, dan sorgt Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt.

Wil.

Wilhelm ward bald Unterofficier, und endlich Feldwebel. Da er dann von allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genos, auch sein gutes Aufkommen hatte.

Wer in der Jugend gelernet hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kan bei Gefahren, und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrösten Muthes sein. Spr. Sal. 2. 7. 8.

Kochow.

3.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglücke fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete noch einmal soviel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungerigen Kinder mit trockenem Brode zu sättigen.

Darüber war er nun unaussprechlich betrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

Mei-

Meine herzensliebe Kinder, das Brod ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kan, als ihr braucht, um euch ganz sat zu essen.

Seht für ein einziges solches Bröddchen muß ich alles Geld geben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.

Ihr müßt also zufrieden sein, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile.

Es wird freilich nicht genug sein, daß ihr sat davon werdet, aber es wird doch zu reichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen, er sahe gegen Himmel, und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott! hilf doch uns armen Kindern, hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern.

Der Vater theilte izt das Bröddchen in sechs Theile, und reichte sie den Kindern,

Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wolte sein Stükchen nicht nehmen, sondern sagte:

Ich kan nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.

Ist ihr mein Stükchen, oder theilt es
 unter die andern aus.

Armer Junge! Und was fehlt dir
 denn? Antwortete der Vater; indem er
 ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht
 krank, ich wil mich nur auf mein Stroh-
 bette legen.

Und so legt er sich nieder.

Der bekümmerte Vater gieng am andern
 Morgen hin zum Doktor, und bat
 ihn: er möchte doch so mitleidig sein, und
 zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu
 helfen.

Der Doktor, der ein frommer Mann
 war, that das gleich, ungeachtet er wol
 wuste, daß er nichts dafür kriegen würde.

Er besah den kranken Knaben, fühlte
 an seinem Puls; aber konte aus seiner
 Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indessen wolte er ihm doch etwas vers-
 schreiben.

Thun sie das nicht, lieber Herr, sagte
 Gottlieb; denn ich würd es doch nicht
 einnehmen.

Nicht einnehmen? antwortete der Dok-
 tor; und warum nicht?

G o t t l i e b.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr;
 ich kans Ihnen ja doch nicht sagen.

D o k t o r

D o k t o r.

Und warum nicht? Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu sein.

G o t t l i e b.

Bieber Herr Doktor ich spräche wirklich nicht im Bösen so.

D o k t o r.

Gut! ich wil dich nicht zwingen, aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

G o t t l i e b.

Ach um Gotteswillen nicht! besser Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

D o k t o r.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nichts einnehmen willst.

G o t t l i e b.

Ach lieber Gott! so muß ichs Ihnen denn wol sagen! aber lassen Sie erst meine Brüder, und Schwestern hinaus gehen.

Der

Der Doktor hieß die Kinder hinaus gehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

Sehen Sie nur, lieber Herr! mein armer Vater kan in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr, als ein einziges Bröckchen verdienen.

Das wil er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jeder nur so ein Stückchen, und er selbst nimt wol gar nichts davon.

Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater, und meine armen Brüder, und Schwestern hungern sollen; und da wolt ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen mögten.

Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.

Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt.

Der Doktor trofnete sich die Augen, und sagte:

Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?

G o t t l i e b e

Ach ja, mich hungert wol recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater, und meine Brüder hungern sehen muß.

D o k t o r

D O K T O R.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

G o t t l i e b.

Ich weiß wol, lieber Herr! aber ich wil auch gerne sterben, so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja bei dem lieben Gott, und bitte ihn, daß er mein Vater, und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Doktor war auffer sich vor Mitleiden, und Freude, da er das frome Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückt es fest an seine Brust, und sagte:

Mein guter Junge, du sollst nicht sterben!

Unser aller Vater, der liebe Gott, wird für dich, und die Deinigen sorgen.

Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.

Er lief darnach nach Hause; bepakte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb, und zu seinem hungerigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle assen, bis sie sat waren.

Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor!

Da er weggehen wolte, sagte er zu Gottlieb: er solte unbekümmert sein; er wolte ferner für sie sorgen.

Das that auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon sat werden konten. Andere gute Leute die davon hörten, machten es eben so.

Der eine schickte ihnen Speise, der andere Geld, der dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten.

Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater, und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freuete sich sehr darüber.

Er ließ Bertram zu sich holen, und sagte: Ihr habt einen wackern Sohn.

Daraus vermüthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater sein müßt.

Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen.

Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten, und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie denn was rechtes werden gelernet haben, so nehm ich es über mich, sie zu versorgen.

Bertram gieng gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knien, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe.

Kämpfe



S. III.

**Vom Ungehorsam der Kinder gegen
Eltern und Vorgesetzte.**

Kinder, wenn ihr euch selbst nicht schaden
wollt, so seid euren Eltern, und
Vorgesetzten niemals ungehorsam.

I.

Zulchen war schon 5 Jahr alt, und hatte
noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu
sein. Könnt ihrs glauben Kinder?

Eines Tages wolte ihre Mutter aufs
Land reisen, und Zulchen solte unterdessen
zu Hause bleiben. Warum? Weil man
sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlas-
sen konnte, und weil die Mutter an dem
fremden Orte nicht Zeit hatte auf sie Acht
zu geben.

Die Mutter wolte aber bei dieser Geles-
genheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wol
ein andermal mitnehmen dürfte, deswegen
stellte sie es auf die Probe.

Hör, Julchen, sagte sie; hier laß ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

J u l c h e n.

Was sol ich damit, liebe Mutter?

M u t t e r.

Du solst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterin kömt, um es aufzuschliessen. Verstehst du, Kleine?

J u l c h e n.

O ja, liebe Mutter: ich soll das Kästchen nicht aufschliessen, bis meine Hofmeisterin kömt.

M u t t e r.

Wirst du denn das auch halten?

J u l c h e n.

Ganz gewiß liebe Mutter!

M u t t e r.

Nun wenn du folgsam bist, so solst du auch ein Par schöne Täubchen haben, die du dir schon so lange gewünschet hast.

J u l

J u l c h e n

O je! o je! das sol einmal eine Freude sein! aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht.

M u t e r.

Schöne süsse Schafmilch; die solst du diesen Mittag zu Erdberen essen.

J u l c h e n.

O das ist herrlich!

Die Mutter küste sie hierauf, und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig zu wissen, was doch in dem Kästchen sein mögte, aber die Hofmeisterin konte noch nicht kommen.

Sie wartete wol eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu helfen; aber die Hofmeisterin blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, aber da war keine Hofmeisterin zu sehen, und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, veroch das Kästchen; aber das half alles nichts. Sie konte nicht erforschen was darin wäre.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter; steckte den Schlüssel hinein, drehte, der Deckel sprang auf und —

Hu! flogen ein Par bunte allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wolte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperrn; aber sie flatterten umher; warfen die Flasche mit der Schafmilch entzwei, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort; die süße Schafmilch lag auf der Erde; für Julchen gabs diesen ganzen Tag nichts als Brod, und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sahe sie wol ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterlein in lange Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könnte.

So gehts ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist.

Kämpf

2.

Franz und sein Bruder Gottlob baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlaubte im Garten zu spielen.

Ihr

Ihr könnt es thun antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie giengen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sahe Franz die hintere Gartenthüre offen stehen, und da bat er seinen Bruder mit ihm hinaus zu gehen.

Aber Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben, & antwortete der Bruder.

D sagte Franz, er meinte wol nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür auf die Straße laufen; aber hier hinaus zwischen die Büsche zu gehen, das kan uns doch nicht schaden.

Kom nur, lieber Gotlob; sieh, wie schön es hier ist! indem er das sagte, giengen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsch hin, und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wolten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fiengen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört; der dem Geschrei nachlief, und sie aufsuchte,

Seht ihr? sagte er, da er sie fand: so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute gerathen haben!

Ich wußte wol, daß ihr euch ausser dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen sagt ich euch, ihr solltet darin bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen; weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet.

E. K.

3.

Es waren zwei Brüder, der älteste möchte ohngefähr eilf, der jüngste zehn Jahre alt sein. Beide wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann war, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdan, zu seiner Vertheidigung gegen Strassenräuber, ein Par geladene Pistolen mit sich zu führen. Wan er zurück kam, schoß er diese gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich, oder andern Schaden damit thun mögte. Dem ohngeachtet verbot er seinen Söhnen

nen oft, sowol diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Überhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spassen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden ist.

Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück: aber weil er im Kurzen wieder von neuem abzureisen gedachte, so hatte er dießmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht: denn er hatte es ihnen ja ein für allemal verboten.

Aber was geschah. Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war? spielten Wilhelm, und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? — Wol wahr sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man

den Han aufziehen muß; und so zog er den Han an beiden Pistolen auf. Nun stelle dich dahin, und gib acht, wie ich kommandire. Wan ich Feuer rufe, so muß du abdrucken, — schon standen beide gegeneinander über, und Wilhelm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Mit diesen Worten drückten beide los, und beide fielen nieder, und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knal der beiden Pistolen kam die Mutter vol Bestürzung herbei gerant, und o Himmel, in welchen Anblit! Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeigelaufenen Hausgesinde wieder zu sich selbst herbeigebracht wurde, waren sie schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmn des unglüklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblit seiner im Blute liegenden Söhne, die ganze Geschichte sagte, kan keine Feder beschreiben.

Pädag. Unterhalt.

§. IV.

Von der Vortreflichkeit der Gesundheit.

Kinder lernet schon in eurer Jugend auf eure Gesundheit sorgfältig sein, wenn ihr zu höhern Geschäften nicht untauglich, und in euren besten Jahren mühselig sein wollet.

I₂

Ein gewisser Kaufmann hatte eine sehr ansehnliche Handlung, die ihm so lange er gesund war, so viel einbrachte, daß er nicht nur davon einkaufen konnte, was für ihn, und seine Familie nöthig war, sondern auch vieles zur Beförderung seines Vergnügens, und seiner Bequemlichkeit. Aber einst tanzte er, erhitzte sich, begieng dabei die Unvorsichtigkeit, daß er sich aufknöpfte, ans Fenster trat, und ein Glas voll kaltes Wasser austrank. Dieß zog ihm eine Krankheit zu, die ihn ausser Stand setzte, sich seiner Handlung selbst anzunehmen, und nun gieng alles rückwärts.

Er

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte. Der war nun zum Unglück ein böser Mensch; er veräumerte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn über dieses, und betrog auch andere unter dem Namen seines Herrn. Dieser wurde in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen, und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereien seines Buchhalters ehe gemerkt; so würde es so weit nicht mit ihm gekommen sein. Aber zum Unglück traute er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben. Endlich wurde es immer schlechter, und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein Möglichstes, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der Kranke sich noch ein Jahr lang gequälert hatte: mußte er sterben.

Kampe.

2.

Herr Dronk hatte zwar viel Geld, er verzärtelte aber seine Kinder doch nicht, wie oft die Reichen zu thun pflegen. Sie bekamen nichts, oder doch sehr selten, von den ausländischen Getränken, wodurch vie-

ler

se Kindermägen geschwächt werden, und ihr Blut erhitzt wird. Eine Schale Wasser war des Morgens ihr erster Trunk. Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten bestanden aus Gemüse, und Obst; nur selten genossen sie Fleisch. Sie waren gewöhnt im kalten Wasser sich zu waschen, im kalten Zimmer, und ungewärmten Betten zu schlafen, und Wind und Regen auszuhalten.

Bei dieser Lebensart waren die Kinder frisch, und gesund. Sie glaubten aber doch, daß sie es nicht so gut hätten, als Herrn Weichlichs Kinder, die Kaffee, Thee, Torten, und allerlei Naschereien bekamen, so viel sie wolten, denen des Morgens das Waschwasser, des Abends das Bet gewärmt wurde, und die nicht ausgehen durften, wenn die Bitterung einigermaßen unfreundlich war. Sie klagten es sogar einmal dem Vater, und wünschten, daß sie es eben so gut, wie die kleinen Weichliche haben möchten. Da besuchte Herr Dront einmal Herrn Weichlich, und nahm seine Kinder mit. Bei ihrem Eintritt in die Stube, kamen ihnen drei elende, gelbe Kinder entgegen, die blaue Lippen, eingefallene Augen, schwarze, faule Zähne hatten, und so kraftlos waren, als wenn sie sich nicht sattessen dürften. Die Frau Weichlichin klagte mit Thränen, daß das vierte Kind schon seit acht Tagen im Bette bleiben mußte. Hier
auf

auf nahm sie ein großes Arzneiglas, und
zwang ihre Kinder davon einzunehmen.

Bei Tische konnten Weichlichskinder
wenig genießen, ihre Gäste aber genossen
mit muntern Gesichte von allem, was auf-
getragen wurde. Als sie unter andern saure
Burken mit großem Appetit verzehrten,
so fragte die Frau Weichlichin ängstlich ob
ihnen das nicht schade? sie dachte ihre Kin-
der würden sterben müssen, wenn sie nur
ein Schnitzchen von einer so unverdaulichen
Kost verzehrten. Noch mehr verwunderte
sie sich, da sie sah, daß Dronts kleiner
Karl ein Glas kaltes Bier austrank. Sie
bestrafte ihn sogar deswegen, und sagte,
daß er ein andermal sein Glas fein in den
Ofen setzen, und wärmen sollte, damit er
nicht etwa den Husten bekäme.

Nach aufgehobener Tafel nahm Herr
Dront mit seinen Kindern Abschied, und
ließ sie, als er nach Hause kam, wie ge-
wöhnlich in ihre kalten Betten gehen. Des
Morgens kamen sie munter, wie die jungen
Rehe gesprungen. Ihre Wangen blühten
wie die Rosen, und aus ihren Augen blitz-
te jugendliches Feuer. Ei wie freue ich
mich, sagte der Vater, daß ich so gesunde,
und muntere Kinder habe! wie sehr würde
es mich dauern, wenn ihr so elend wie des
Herrn-Weichlich's Kinder wäret. Was meint
ihr wol von diesen Kindern? Ach! ant-
wor-

Wortete Philippinchen, das waren arme Kinder. Sie sahen ja aus, als wenn sie im Grabe gelegen hätten. Sie konnten ja von den aufgetragenen Speisen fast gar nichts genießen. Ich möchte nicht an ihrer Stelle sein, und wenn man mir tausend Thaler geben wolte. Aber fuhr der Vater fort; wenn ich dich, und deine Geschwister nun eben so, wie sie verpflegen ließ. Wenn ich dein Waschwasser, dein Getränke, dein Schlafgemach, und Bette wärmen ließ; wenn ich stat deines Butterbrods dir Kasse, und Gebäckes, stat der Erbsen, wie wir zu Mittag essen werden, ein Pasteten, oder sonst etwas leckerhaftes zurichten ließ, möchtest du alsdenn nicht an der Stelle der kleinen Weichliche sein? Nein! mein lieber Vater! schrie Philippinchen, lieber wil ich frieren, und mit der elendesten Kost vorlieb nehmen, als bei guten Bissen, und einem gewärmten Bette ein krankes elendes Mädchen sein.

Das ist mir lieb, sagte der Vater, daß mein liebes Philippinchen die Gesundheit, die sie genießt, so hoch zu schätzen weiß. Nun wird sie sich wol nicht wieder beklagen, wenn sie in das kalte Bet gehen, und mit schlechter Kost vorlieb nehmen muß. In der That beklagten sich die Kinder auch niemals wieder über ihren Vater. Sie wurden immer mehr überzeugt, daß er es gut mit ihnen meine. Nach

Nach einigen Tagen starb das Kind des Herrn Weichlichs, welches sie krank verlassen hatten. Zwei von den übrigen hatten das Jahr darauf, das nämliche Schicksal. Sie sahen einst einige Knaben vor ihrem Fenster mit dem Schlitten fahren. Sie bekamen Lust an ihrem Vergnügen Antheil zu nehmen. Sie schlichen sich heimlich zu ihnen, fuhren eine halbe Stunde mit ihnen herum, kamen aber alsdenn ganz ohne Athem zurück. Der Schweiß war ihnen zurück geschlagen. Ihre Mutter legte sie zwar in das Bette, ließ einheizen, und The machen. Es wolte aber nichts anschlagen. Sie starben beide nach wenig Tagen an einem Steckflusse. Der älteste von diesen armen Kindern blieb zwar am Leben, aber er wurde ein elendes Mänschen. In seinem vier und zwanzigsten Jahre war er so zusammengeschrumpfet, und kraftlos, wie ein Greis von achtzig Jahren. Er trug das Jahr hindurch wenigstens neun Monate eine Weste mit Pelz gefüttert, und Pelztiefeln, ließ eben so lange einheizen, und beklagte sich doch immer, daß er nicht warm werden könnte. Sein Magen war so schwach, daß er nichts als Suppen, Kalbfleisch, Lamsfleisch, junge Hühner, oder Tauben vertragen konnte. Die Borsdorferäpfel mußte er sich braten lassen, sonst bekam er Drücken, und der Bierkrug mußte erst

erst an das Feuer gesetzt werden, weil frisches Bier, wie er sagte, den Magen erkaltet. Einmal wäre er bald gestorben, da er sich hatte gelüsten lassen, ein Schnitzchen Schinken zu genießen.

Kochow.



§. V.

Von dem grossen Werthe gesunder,
und geschickter Kinder.

Kinder verderbt keines eurer Kleider in der Jugend muthwillig; bedenkt, daß sie die Werkzeuge sind, wodurch ihr euch einst euer Brod erwerben müßt.

I.

Fränzchen gieng einmal sehr betrübt zur Schule, und weinte so laut, daß es alle Vorbeigehende hören konnten. Was weinst du? fragte ihn ein Mann, der sich an die Ecke der Strasse gelehnt hatte.

Solte ich nicht weinen? gab er zur Antwort, mein Vater hat mir an Weihnachten einen schönen Spiegel gekauft, den hat heute meine Schwester auf die Erde fallen lassen. Er ist in tausend Stücke zerbrochen. Und ich hatte eine so grosse Freude daran. Nun ist alle meine Freude dahin.

Was

Was sagst du da? kleiner Thor! er-
 wiederte der Mann. Hast du deine Augen
 noch? kannst du mit deinen Ohren hören?
 hast du gesunde Hände, und Füße? das
 hast du alles? wie kannst du denn so kindisch
 weinen, da du das alles besizest, und nur
 so eine Kleinigkeit eingebüffet hast? Da sie-
 he mich armen Mann an! ich bin blind,
 und sehe nichts von allem, was um mich
 ist. Alles um mich herum ist schwarz. Ach
 könnte ich nur einmal das Glück genießen,
 das du hast. Könnte ich nur einmal den
 blauen Himmel, und die schöne Erde, nur
 einmal ein menschliches Gesicht wieder se-
 hen! nur einmal ein Buch wieder lesen!
 da wolte ich mich glücklicher als ein König
 schätzen. Ich wolte gern keinen Spiegel,
 kein Geld, kein Haus, gar nichts wolte
 ich haben, wenn ich nur wenigstens ein
 Auge hätte. Wie leicht muß es einem
 Menschen sein, der gesunde Augen, und
 Glieder hat, sich hundert, und wenn er
 wil tausend Spiegel zu verschaffen. Aber
 ach! deine Augen, wenn sie einmal verlos-
 ren sind, kan keine menschliche Klugheit,
 noch Fleiß dir wieder schenken. Gehe also
 kleiner Unzufriedner, freue dich über das
 viele Gute, das du hast, danke Gott dafür;
 so wirst du dich schämen, daß du über sol-
 che Kleinigkeiten weinen könntest.

Da gieng Fränzchen fort, trofnete seine Thränen ab, dankte Gott oft für die gesunden Glieder, die er ihm gegeben hatte; und wenn ihm bisweilen etwas widriges begegnete, dachte er, du willst dich nicht darüber grämen. So lange dir Gott deine gesunden Glieder läßt, laß du noch Freude genug genießen, und dir mancherlei verschaffen, was dir Vergnügen macht.

Salzmann.

2.

Kunz gieng einmal über Land, kam mal, und verdrossen bei einem Wirthshause an, wo er sich einen Krug Bier, und ein Stük schwarzes Brod geben ließ, und war anzufrieden, daß er seine Reise zu Füsse thun mußte, und nichts bessers bezahlen konnte. Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerolt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stük kalten Braten, und eine Flasche Wein reichen ließ, das er in seinem Wagen verzehrte.

Kunz sah ihm hämisch zu, und dachte, wenn er es auch doch so gut hätte.

Der

Der Reiche merkte es, und sagte zu ihm: Hättest du wol Lust, mit mir zu tauschen?

Das versteht sich, antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; steige der Herr heraus, und gebe mir alles, was er hat, ich wil ihm auch alles geben, was ich habe.

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welcher Anblick! seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. Helffragte er, hast du noch Lust mit mir zu tauschen?

Bei Gott nicht, gab der erschrockene Kunz zur Antwort. Meine zwei Füße sind mir lieber als tausend Pferdefüße. Ich wil lieber schwarz Brod essen, und mein eigener Herr sein, als Wein, und Braten haben, und mich wie ein klein Kind von andern umher führen lassen. Gott behüte ihn! Mit diesen Worten stund er auf, und gieng fort.

Hast recht! rief ihm der Reiche nach. Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du soltest meinen Wagen, meine Kappen, mein Geld, alles dafür haben.

Ein gesunder armer Mann ist glücklicher,
als ein reicher Krüppel.

Salzmanns

3.

Eines vornehmen, und reichen Kavaliers
Sohn, kam mit seinem Hofmeister in
eine Stadt, um die daſigen Fabriken, und
Manufakturen zu ſehen. Sie wurden al-
lenhalben herum geführt, und es ward
alles gezeigt. — Der junge Edelmann
fand vieles ſeiner Aufmerkſamkeit würdig;
doch war ihm nichts ſo ſehr auffallend!
als daß die Kinder, Knaben, und Mäd-
chen, von ſeinem Alter, und weit jün-
ger durch verſchiedene Arbeiten ſchon ihr Brod
hinlänglich verdienen konnten. — Ganz be-
ſtürzt ſagte er beim Weggehen zu ſeinem
Hofmeiſter: Ich bin zwar glücklich, daß ich
mein Brod nicht ſo ſauer, als dieſe Kinder
hier verdienen darf; aber doch auch un-
glücklich, daß ich in dieſem Alter noch ein
untauglicher Müſſiggänger bin, der noch
gar nichts nütliches zum Beſten anderer
vornehmen kan. — Der Hofmeiſter ſtelle
ihm vor: daß wenn er gleich jetzt der Welt
noch nichts nützen könne; ſo mache er ſich
doch durch fleißiges Studiren fürs künf-
tige

ige dazu geschickt. Damit war der edle
 Jüngling nicht zufrieden, sondern wolte in
 der Zwischenzeit, bis er so geschickt durchs
 Studieren geworden, schon durch irgend
 eine Handarbeit brauchbar sein. Sobald er
 also nach Hause kam, erzählte er seinem
 Vater alles, was er gesehen, und darunter
 auch das, was ihn traurig gemacht hatte,
 mit der kindlichen Bitte, ihn in seinen Er-
 holungsstunden ein Handwerk lernen zu las-
 sen. Der Vater untersuchte des Sohnes
 Absichten, und weil er sie gut fand, trug
 er kein Bedenken, seine Bitte zu erfüllen,
 und überließ ihm auch die Wahl des zu
 erlernenden Handwerks. Der Sohn erwähl-
 te sich das Drechseln, und brachte es in
 kurzer Zeit so weit, daß er die artigsten,
 und brauchbarsten Sachen verfertigte, die
 er sich nicht schämte zu verkaufen, und wel-
 che ihm mit dem größten Beifal abgenom-
 men wurden. Das dafür gelösete Geld that
 er in eine besondere Kasse, die er von Zeit
 zu Zeit unter arme Leute, die gewisser
 Gebrechen, oder ihres Alters wegen nicht
 mehr arbeiten konnten, vertheilte.

Pädag. Unterhalt.

Im vorigen Jahrhundert lebte im Deutsch-
land ein Edelmann um dessen Tochter
sich ein reicher, und vornehmer junger Herr
bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er
dann seine Tochter ernähren wolte, wenn er
sie geheirathet hätte?

Er antwortete, er würde sie so halten,
wie es sich für ihren Stand schike. Aber
wovon, fragte der Alte wieder.

Dun erwiderte der Jüngling, Sie
wissen ja, daß ich grosse Güter besitze, die
meine Eltern mir hinterlassen haben.

Ich weiß; fuhr der Alte fort; aber
ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben,
das sicherer, als alle Güter wären, und
was Ihnen niemand rauben könnte?

J ü n g l i n g.

Ich verstehe Sie nicht recht.

E d e l m a n n.

Dun so muß ich mich denn wol er-
klären. Können Sie ein Handwerk?

J ü n g l i n g.

Nein.

E d e l

Edelmann.

Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich, und seine Frau ernähren kan, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter sol bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister. Mit einem von ihm gefertigten Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmann, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater, und Schwiegervater wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten. Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine ganze Familie durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben es die Holländer diesem jungen deutschen Edelmann zu, daß man so künstliche Korbarbeit bei ihnen machen kan.

Merkt euch diese Geschichte ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Aeltern sein mögen, irgend ein Handwerk, oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles andere verlohren geht! dieß wird überdem seinen großen vielfachen Nutzen haben, auch wenn ihr nie davon Gebrauch machen dürft.

Kamp.

S. VI.

Von der Vortreflichkeit der Arbeitsamkeit.

Kinder lernet schon frühzeitig erbeitsam
sein, denn Liebe zur Arbeitsamkeit,
und Fleiß, wird euch einst glücklich
machen.

¶

Martin hatte in der Jugend gelernt man-
cherlei Ackergeräthe zu machen, und
wenn in langen Winterabenden, die andern
jungen Leute mit Schlafen, Müßiggang,
und Thorheiten die Zeit verdarben: so saß
Martin, und schnitzte allerhand nützliche
Sachen. Auch hatte alles ein Geschick,
was er verfertigte, und man konte sehr gut
damit handhieren. Als er nun groß wur-
de, da ward er bald Meier, denn er konte
auch gut säen; bekam mehr Lohn, und hat-
te noch sonst mehr Vortheile zu genießen,
als andere Knechte. Wer geschickt ist, den
hält man werth. Sir. 10. 28.

Kochow.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard hieß, noch so klein war, so kont er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur so im Hause herum laufen. Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stefnadeln, und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen, und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dan ein Duzend Stefnadeln, und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wol: denn er sahe daraus, daß der Knabe haushälterisch, und treu werden würde. Von der Zeit an, gab er sich mehr mit ihm ab, und gewan ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wolte, bat der Knabe seinen Herrn, er mögt ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun fützte er das junge Käzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wolte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmanswaren nach einem fernen Lande senden, um sie alda zu verkaufen. Da er eben sehen wolte, ob al-

les

les ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe; der seine Kaze auf dem Arme trug. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? — Ach lieber Herr antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts als diese Kaze habe. Nun so schicke deine Kaze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Kaze darauf. Das Schif segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch unbekanten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht wurde. Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige zu sich fordern, und mit sich speisen. Aber, ohngeachtet genug Essen da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schwarmweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel auffindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ohngeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten welches alle diese Mäuse, und Ratten töden würde, und holten darauf ihre Kaze her. Da hätten ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Kaze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen, oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermessliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Kaze einige Tomen Goldes hin. Das Schif eilte darauf zurück. Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Kaze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fort fuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

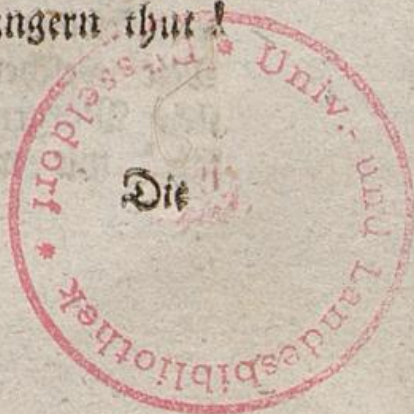
Lampe.

3.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitsamkeit. Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer der lieben Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes, und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist. Zwar arbeitete sie, so oft die Mutter befahl, denn des Gehorsames war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran gieng.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe, und verdrißlichen Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmal selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welcher unleidentlicher Zustand die Unthätigkeit sei! Ihr liebevoller Wunsch ward erfüllt.

Als Emilie 11 Jahre alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit allerhand Arbeitszeuge, und rieth Emilien das auch zu thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.



Die Reise gieng ziemlich weit. Als sie unter Wegs waren, fiel ein so heftiges Regengewitter ein, daß sie nicht reisen konnten, und da sie einen offenen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben, und besser Wetter abwarten mußten. Weil im Gasthose kein Platz für sie war, so ließen sie bloß den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett, und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch das einzige, was sie hatte. Sie selbst blieb bei ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung. Wie wol that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch, und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräch kein Wohlgefallen. Kaum könt ihr es euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewohnt seid, welche traurige Längeweile sie fühle. Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst, schlief sie ein. Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß
der

der Wagen zur Reise gespannt würde! Sie
 war er fertig, und froh, und unter vielen
 Dankfagungen schieden Mutter und Tochter
 von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt gieng ein wenig uneben:
 Denn durch das heftige Regenwetter, war
 die Strasse tief, und unwegsam geworden.
 Als sie beinah eine Meile gefahren waren,
 brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch
 kamen sie beide unbeschädigt davon. Nach-
 dem sie sich vom ersten Schrecken erholt,
 ward die Mutter gewahr, daß zum guten
 Glücke ein Dorf in der Nähe sei. Sie
 nahm Emilien mit sich, und gieng dahin,
 um ihren Kutscher Hilfe zu schaffen. In
 diesem Dörfchen wohnte weder Schmied,
 noch Radmacher. Das dauerte also ein Par
 Tage, ehe der Wagen wieder in Stand
 gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! wie seufzte, wie
 jammerte sie vor langer Weile! und wer
 konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb
 sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte
 sie ihr keine geben; denn die hatte Emilie
 nie lernen mögen.

Nun fieng sie an den Werth des
 Gleisses zu fühlen; ganz beschämt, sagte sie
 zur Mutter: Ach ich hab's verdient, liebe
 Mutter, von dieser traurigen Langweile ge-
 quält zu werden! Nun erst weiß ich, wie
 gut du es mit mir meinst, wenn du mich

zur

zur Arbeit anhieltest! gewiß, hter hieng sie sich
an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand
fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnun-
gen nicht wieder vergebens sein! ich kenne
nun das Unleidliche des Müßiggangs. —
Ich entsage ihm von heut an, und (in-
dem sie der Mutter Hand mit Thränen be-
goß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt
habe! Nie, nie thue ich es wieder. Man
sagt, sie hätte es nie wieder gethan.

Caroline Rudolphi



S. VII.

Von den traurigen Folgen, der Faulheit,
und des Müßigganges.

Vinder fliehet die Faulheit und den Müßiggang, wenn ihr nicht einst die traurigsten Folgen davon erleben wolt.

I.

Der Tagelöhner Trägemann, war lässig, und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch Arbeit von ihm gethan haben wolte, der mußte gewiß auch jemand bei ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner etwas gern zu verdienen gab, auffer im Nothfal, wenn kein anderer zu bekommen war; so verdiente Trägemann auch wenig, konte sich nichts zu gutem thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit ward ihm von Tage zu Tage saurer. Davon ward er müßig, auch endlich verdrüsslich, mürrisch, neidisch,
Müllers Krz. E und

und zänkisch gegen jedermann. Mit seinem Weib, die mit den Kindern seiner Faulheit wegen, oft kein Brod hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend, und den Mangel an. Einst als sie des Abends von der Arbeit nach Hause giengen, klagte er gegen einen fleißigen Tagelöhner, und sprach: Wir armen Tagelöhner! Uns gehet es recht übel! Mein antwortete der andere, nur den Faulen unter uns geht es schlecht. Wer arbeiten wil und kan, dem mangelt nichts, als das, was überflüssig, und also entbehrlich ist. Armuth ist eine Gefährte der Faulheit. Spr. Sal. 6. 6. — 11. 14. 23.

Kochow.

2.

Kilian dachte, weil sein Vater viele Aecker und Vieh hätte, so brauchte er nicht zu arbeiten. Wenn der Vater mit Tages Anbruch auf das Feld gieng, und sich mit Bearbeitung seines Landes beschäftigte, so wälzte sich der träge Kilian in seinem Bette herum, stund auf, wenn sein Vater schon ziemlich von der Arbeit ermüdet und fragte, was seine Mutter gekocht hätte.

Ehe

Ehe er sein Frühstück verzehret hatte, wurde gemeiniglich schon das Mittagessen aufgetragen, und er verzehrte davon soviel, als er in den vollen Magen bringen konnte. Dan gieng er wol mit an die Arbeit, wann er aber eine Stunde sehr langsam gearbeitet hatte, glaubte er schon müde zu sein, und legte sich unter einen Baum, um zu ruhen. Ob nun gleich seine Eltern ihr ganzes Vermögen durch ihren Fleiß erworben hatten, also wol wußten, wie wol man sich bei der Arbeitsamkeit befinde, so verstantete ihnen doch die blinde Liebe zu diesem ihren einzigen Kinde nicht, ihn zur Arbeit zu treiben. Sie waren so thöricht, zu glauben, daß er mit der Zeit sich bessern, und von dem Vermögen, das sie ihm hinterließen, einst hinlänglichen Unterhalt haben würde.

Aber was geschah? Vater und Mutter starben in einem Jahre, und Milian übernahm die Güter, die sie ihm hinterließen. Nun dachte er, er könnte recht bequem leben, weil nun alle Einkünfte von denselben ihm allein zufließen. Er betrog sich aber sehr. Weil er jeden Trit scheute, den er thun mußte, so überließ er die Sorge für sein Vieh, Gärten und Acker, lediglich dem Gesinde, und weil dieses sah, wie faul der Herr war, so glaubte es nicht verbunden zu sein, sich in Betreibung seiner Geschäfte große Mühe zu geben. Es überließ

sich also ebenfalls dem Müßiggange. Das arme Vieh mußte die größte Noth leiden, es bekam nie sein Futter zu rechter Zeit, bald bekam es zu wenig, bald gar nichts. Da gaben die Kühe nicht mehr so viel Milch, die Schafe nicht mehr so viel Wolle, die Pferde arbeiteten nicht mehr so viel, als sonst. Selbst von den Hünern, und Tauben bekam er nicht so viel, als seine Eltern bekommen hatten: Weil das Gesinde gar keine Aufsicht hatte, so wurde es diebisch; und entwendete einen großen Theil von dem, was es ihm hätte bringen sollen. Ja weil das Vieh sogar unordentlich gewarret wurde, so wurde es krank, und starb dahin. Es vergieng keine Woche, da ihm nicht ein Schaf fiel, bisweilen fielen ihm auch Pferde und Kühe.

Gärten, und Acker verwilderten. Da wo sonst die schönsten Bohnen, Erbsen, und Kohlköpfe wuchsen, stunden jetzt Nesseln, und Disteln. Die Bäume stunden kahl da, weil die Raupen, die der faule Kilian nicht hatte ablesen lassen, das Laub abgefressen hatten. Von den Aekern erndte er mehr Unkraut, als Getraid. Gegen Ende des Jahrs forderte das Gesinde seinen Lohn, der Sattler, Schmied, Rademacher, und alle, die für ihn gearbeitet hatten, wolten bezahlt sein. Und er hatte doch so viel Geld von seinen Gütern nicht bekommen, als zu

ih.

ihrer Bezahlung nöthig war. Er mußte also borgen. Das folgende Jahr nahm er noch weniger ein, und mußte noch dazu Interesse von dem erborgten Gelde geben. Da mußte er noch mehr borgen. So bekam er von Jahre zu Jahre weniger Einnahme, aber mehr Schulden, und Ausgabe. Am Ende war er nicht mehr im Stande seinen Gläubigern die Interesse zu entrichten. Er wolte noch mehr borgen, um sie abzutragen. Aber niemand wolte sein Geld in die Hände eines so unordentlichen Menschen geben.

Da nahmen endlich seine Gläubiger sein Vieh, Haus, seine Gärten und Acker weg, und er mußte als ein Bettler, sein elendes Leben beschliessen. Solch Elend zieht die Faulheit nach sich.

Salzmann.

3.

Rlaus bezeigte von Jugend auf Abneigung gegen die Arbeit. Er wußte immer durch allerhand Entschuldigungen sich den Geschäften zu entziehen, die seine Lehrer ihm aufgetragen hatten. Dabei befand er sich nun gar nicht wol. Seine Mitschüler kamen ihm nach und nach in Geschicklichkeit

E 3 .

und

und Kenntnissen alle zuvor, und er verlor die Liebe, und Achtung seiner Lehrer immer mehr. Weil er vor langer Weile immer nicht wußte, was er vornehmen sollte, so verfiel er auf allerhand Muthwillen, beunruhigte seine Mitschüler, und beschädigte ihre Sachen. Dafür mußte er immer Strafe leiden, und wenn andere sich freuten, so saß er in einem Winkel und weinte.

Da er grösser war, war sein Abscheu gegen die Arbeit noch grösser: Denn weil er sich nicht zur selben gewöhnt, auch nicht gelernt hatte, wie man ein Geschäft angreiffen müsse, so wurde ihm alles, was er vornahm, ausserordentlich schwer. Da er aber doch nicht immer müßig sein konnte, so suchte er sich allerlei Zeitvertreib zu machen, der für ihn immer verdrüssliche Folgen hatte. Er besuchte Gesellschaften, wo stark getrunken wurde, oder gieng in Häuser, wo man stark spielte, und wo er oft ganze Nächte zubrachte. Dadurch wurde nicht nur sein Vermögen nach und nach erschöpft, sondern auch seine Gesundheit geschwächt. Und er starb an einer Auszehrung im 30sten Jahre in sehr dürftigen Umständen. Wie glücklich dieser Mensch hätte werden, wie viel Gutes er hätte stiften können, wenn er der Faulheit nicht ergeben gewesen wäre.

Salzmann.

S. VIII.

§. VIII.

Von dem Anhalten, und der Beständig-
keit in allen seinen Bemühungen.

Kinder seid anhaltend an dem, was ihr
 lernen müßt, oder freiwillig selbst
 lernen wolt, in eurer Arbeit, und
 in euren Geschäften, und ihr werdet
 die Beschwerlichkeiten des Lernens,
 der Arbeit, und eurer Geschäfte mit
 Glücke besiegen.

I.

Einst lebten zwei Brüder, die einander
 sehr ungleich waren. Der ältere brach-
 te den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wil-
 den herumschwärmen, mit nichtswürdigem
 Zeitvertreibe. Er hörte nicht gern zu,
 wenn etwas Gutes erzählt wurde, das Be-
 sen kam ihm unangenehm, und beschwerlich
 vor; seine Gedanken richtete er selten auf
 etwas nützliches, und hatte fast immer ab-
 geschmackte Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern, oder aus Büchern gelernet hatte. Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem einen, und mit dem andern geworden seyn müsse.

Als der jüngere elf Jahr alt war, konnte er so vernünftig Denken, und Sprechen, daß seine Eltern oft ihn mit sich in Gesellschaft nahmen, theils ihm ein Vergnügen zu machen, theils damit er von andern verständigen, und guten Leuten allerlei lernen mögte. (Denn es gibt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kan, von denen man aber doch nicht etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.)

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders. Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig, und angenehm sprechen. Seine Eltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben: Was sol dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kan? Jeder Mensch

Mensch muß sich zu seines gleichen halten ;
 und er gehört noch unter die Kinder. Also
 mußte er zu Hause bleiben. Das trankte
 ihn nicht wenig, und darum faßte er den
 guten Vorsatz von nun an recht aufmerk-
 sam, fleißig und fürsam zu werden. Weil
 er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichts-
 thun, und an wildes Herumschwärmen ge-
 wöhnt war, so wurde ihm sein löbliches
 Unternehmen anfangs ziemlich schwer. Er
 that sich vielen Zwang an, und wolte es
 ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr
 nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm bei-
 hilfflich zu sein ; er wies ihm, wie man es
 anfangen müsse ; er erklärte ihm dieses, und
 jenes, und machte ihm es leicht, wo er
 wußte, und konnte. Ernstliche Bemühun-
 gen haben allezeit ihre gute Wirkungen.

Nachdem der ältere Bruder sich eini-
 ge Zeit munter, und unverdroffen bestrebt
 hatte, vollkommener zu werden, so kam es
 endlich dahin, daß er darin sein größtes
 Vergnügen fand. Nichts konnte ihm mehr
 Freude machen, als wenn er etwas gethan
 hatte, worüber seine Eltern, und Lehrer
 ihre Zufriedenheit bezeugten ; und etwas
 neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm,
 als daß er dabei hätte unaufmerksam sein
 können. Kurz er selbst konnte nunmehr nicht
 begreifen, wie es ihm vorhin möglich ge-
 wesen

wesen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun, und an abgeschmackten Zeitvertreibe zu finden. Gleichwol hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war als zu weit vor ihm voraus. Es ist hiemit eben, wie mit dem Feldbaue; wenn man zu rechter Zeit säet, so kan man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlicher erndten. Sät man aber zu spät, so hat man Miswachs zu erwarten, oder doch weniger, und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen würde.

Tessin.

2.

Demosthenes ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner worden: aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein. Denn erstlich stotterte er über die massen, und den Buchstaben konnte er gar nicht aussprechen. Zweitens hatte er eine unangenehme kretsche Stimme, und schwache Lungen. Andere fügen noch hinzu, daß er auch drittens die üble Gewohnheit gehabt habe beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu
 zie=

ziehen. Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf dem Markte hinstellen, und vor allem Volke reden sollte! Auch machte Demosthenes, als er das erstemal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepöffen wurde. Ein anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's.

Aber hört, wie er es anfieng, sich dazu zu bilden. Zuweilen gieng er an das Gestade des Mers, wo sich die Merswellen mit einem termenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme seine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien. Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdenn einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernemlich auszusprechen. Endlich sagte man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm etwan nicht einfaller mögte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübet haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wolte ausgelacht werden. In dieser unterirdischen Kammer nur

sol

fol er sich Stundenlang vor den Spiegel gestellet haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen. Auch fol er sich mit entblöster Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hangenden Degens gestelt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zukt, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Übungen dieser Art brachte er es endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so viel hundert Jahren, als ein Muster von Bolredenheit, bewundert werden.

Kampe.

3.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehen, und kam izt, ihn zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch grosse Freude bei Christian anzurichten. Er irte sich aber.

Als

Als er zu ihm in die Stube trat, saß er ganz betrübt am Tische, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Ganz unruhig fragte er, was bringst du mir denn? Ich wil dich besuchen, sagte Leopold. Ich glaube aber, du siehst mich nicht gern. Du bist ja so verdrüsslich. Bist du etwan krank? oder sind deine Eltern nicht mit dir zufrieden? oder hat dich jemand beleidigt?

Ach! nichts von allem diesen, sagte Christian. Ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus sol ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal den großen Flet. Hier die ganze Seite, und auch diese halb. Wenn wil ich denn fertig werden! da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen. Wenn du weiter keinen Kummer hast, sagte Leopold, so wil ich dir bald helfen. Such nur gleich Feder, Dinte, und Papier herbei. Setz dich hin, und schreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Dieses habe ich von meinem Lehrer gelernt. Dieser sagt mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müsse man es frisch

frisch angreifen, so käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende wäre, so hätte man allemal darüber eine große Freude.

Das ist ja aber gar zu viel, fuhr Christian fort. Das kan ich ja unmöglich alles schreiben, sieh nur: eine Seite, und noch eine halbe Seite. Er wurde darüber so wehmüthig, daß er wirklich den Mund verzog, und anfing zu weinen. Je mehr du zu schreiben hast, Märchen! antwortete ihm Leopold, desto eher mußt du damit anfangen, und desto länger mußt du daran bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legtest, und das ganze Schnupftuch voll weintest, so bringst du doch keine Zeile fertig. Frisch! setze dich hin, und schreibe, ich wil mich so lange in diese Ecke setzen, und etwas in deinen Büchern lesen, bis du fertig bist.

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Christian that aber einen Seufzer, nahm die Feder, und schrieb, und schrieb, und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, desto mehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es, und wurde dadurch geneigt, immer eifriger im Schreiben fortzufahren. Kaum war eine halbe Stunde vorbei, so rief

rief er: Punktum! ich bin fertig! sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und spielte nun noch ein Par Stunden recht vergnügt mit ihm auf dem Damendrette.

Bampe.



S. IX.

Von den unangenehmen Folgen der
Unbeständigkeit.

Kinder seid in dem, was ihr wirklich lernet, nicht unbeständig, laßt euch nicht zurückschrecken, wenn euch schon manche Versuche gleich anfangs nicht gelingen wollen.

I.

Melchior besuchte einmal seinen Freund Ferdinand. Dieser zeigte ihm eine Menge Zeichnungen von Häusern, Thieren, und Menschen, die er seit einiger Zeit fertiggestellt hatte. Diese gefielen Melchior so wohl, daß sogleich bei ihm die Begierde entstand, das Zeichnen auch zu lernen. Mit dieser Begierde kam er nach Hause, fiel seinem Vater um den Hals, und bat, ihm einen Zeichenmeister zu halten. Der Vater, der seinem Sohn gern so viel Freude machte, als nur möglich, versprach ihm wöchentlich zwei Stunden
Un

Unterricht geben zu lassen. Damit war aber Melchior nicht zufrieden, sondern verlangte täglich so viel Stunden. Der Vater gestund ihm auch sein anhaltendes Bitten täglich eine Stunde zu.

Das war eine herzliche Freude. Melchior war nicht nur in der Stunde sehr aufmerksam, sondern auch ausser derselben. Alle Papiere, die er fand, bemalte er mit Blumen, Früchten, und andern Figuren.

Nach einiger Zeit verglich er seine Zeichnungen mit denen, die Ferdinand fertiget hatte, und fand, daß diese weit besser waren. Das verdros ihn. Er machte noch einige Versuche, ihm beizukommen, da sie ihm aber nicht gelangen, so ward ihm das Zeichnen eine sehr unangenehme Beschäftigung. Er sah den Zeichenmeister mit Widerwillen kommen, machte die aufgegebenen Arbeiten nachlässig, und wenn der Unterricht vorbei war, so ließ er sie ganz aus den Gedanken. Unterdessen sah er, daß sein kleiner Nachbar sich ein Taubenhaus angelegt hatte. Er besuchte ihn oft, und sah mit Vergnügen zu, wie sich die Tauben schnäbelten, und ihre Jungen fütterten. Auch so ein Taubenhaus zu haben, schien für ihn das größte Glück. Er stellte es seinem Vater vor, und erhielt es wirklich von ihm, daß ihm auch ein Taubenhaus gebauet wurde. Er lernte seine Sparbuchje aus, und

kaufte sich dafür einige Paar schöne gezeichnete
 Tromeltauben. Diese zogen seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß ihm alle
 Lust zum Zeichnen vergieng, und daß der
 Zeichenmeister darüber so verdrüsslich wurde,
 daß er ihm den Unterricht auf sagte. Nun
 brachte er den ganzen Tag bei den Tauben
 zu. Fürterte sie, stund stunde lang bei den
 Nestern, und sah zu, wie sie brüteten,
 sich zankten und schnäbelten. Floh eine weg,
 so lief er etliche Stunden in der Stadt herum,
 um sie aufzusuchen.

Dieses Vergnügen würde vielleicht
 noch länger gedauert haben, wenn er des
 kleinen Karls Garten nicht gesehen hätte,
 den dieser sehr artig angelegt, und mit Blumen,
 und wohlriechenden Kräutern bepflanzt
 hatte. Sobald ihm dieser zu Gesicht gekommen
 war, verlor sich alle Liebe zu seinen
 Tauben, und er wünschte nichts mehr, als
 der Besitzer eines kleinen Blumengartens zu
 sein. Sein Vater besaß einen großen Garten,
 und ließ sich leicht bewegen, ihm einen
 Theil desselben zur Benutzung abzutreten.
 Nun war er mit seiner ganzen Seele dabei,
 arbeitete ihn um, lief bei allen Gärtnern
 herum, und brachte theils durch Bitten,
 theils für Geld so viele Gewächse zusammen,
 daß sein ganzer Garten damit bepflanzt
 wurde. Er war nun voll. Er setzte sich
 dabei, betrachtete ihn, hatte seine Freude
 dar.

daran, die aber von Tage zu Tage schwächer wurde.

Einst sah er in dem Garten, der neben dem seinigen war, einen kleinen muntern Knaben wandeln. Er gefiel ihm so wol, daß er sogleich seine Gesellschaft wünschte, und ihm winkte in seinen Garten zu kommen, der Knabe kam, aber seine Gesellschaft war ihm unnütze, denn er war ein junger Franzos, der kein Wort deutsch sprechen konnte. Dieses erregte in ihm den Wunsch, auch das Französische zu erlernen. Er ersuchte seinen Vater darum, und dieser fand es schon mit Vergnügen zu, weil er es als ein Mittel ansah, ihn von seinen Zerstreuungen zurückzubringen. Er hielt ihm deswegen einen Sprachmeister, dem er so gern zuhörte, daß er schon in der ersten Stunde von ihm lernte, wie man auf französisch guten Morgen, guten Abend, und gute Nacht wünschen, und sich nach des andern Wohlbefinden erkundigen könne.

Er lernte gut lesen, und war in wenigen Wochen so weit, daß er schon ziemlich viele Wörter verstund. Nun kamen aber auch verschiedene Pünktchen, die etwas schwer waren, und verschiedene Redensarten, die von den Deutschen stark abziengen. Die wolten ihm nun gar nicht behagen. Er bekam gegen das Französische einen Widerwillen, zumal da sein kleiner französischer

Nachbar mehrentheils nicht verstand, was er mit ihm redete, und dieser auch so geschwind plauderte, daß er von zwanzig Worten kaum eines verstehen konnte. Er hätte es gern wieder aufgegeben, wenn er nur des Vaters Vorwürfe nicht gefürchtet, und sogleich etwas anders gehabt hätte, mit dem er sich die Zeit hätte vertreiben können.

Dieses fand sich bald. Sein Vater nahm ihn mit in das Konzert wo ein kleiner Violinspieler von zwölf Jahren sich den Beifal der ganzen Versammlung erwarb, den sie ihm durch ein anhaltendes Händeklatschen zu erkennen gab. Solch Lob, dachte er, könntest du dir ja auch erwerben. und so leicht — das Herumfahren mit dem Bogen, und das Trillern mit den Fingern kan doch kein Hexenwerk sein. Er theilte seinem Vater seine Gedanken mit, der sie billigte, und versprach ihm Unterricht in Violinspielen ertheilen zu lassen. Er fragte zugleich auch, ob ihn der Vater nicht erlauben wolle, daß er sich im Konzert dürfe hören lassen? Auch dieses erlaubte ihm der Vater, unter der Bedingung, wenn er recht gut spielen könnte. Die folgende Woche wurde der Unterricht schon angefangen.

Melchior brachte einige Menuet mit in die Lehrstunde, die er in derselben lehren wolte. Es kam aber daran noch nicht, indem die ganze Stunde damit hingebracht wurde, daß ihm der Lehrmeister zeigte, wie er den Bogen halten müsse. Die übrige ganze Woche wurde darauf verwendet, ihn zu lehren, wie er durch Bewegung der Finger gewisse Töne hervorbringen könne, und er sah ein, daß dieses alles bei weitem nicht so sei, als er sich vorgestellt hatte. Die folgende Woche erst lernte er einige Noten spielen. Dieses gieng so langsam, und er grif dabei so vielmal falsch, daß er wol einsah, er würde sich noch lange nicht im Konzerte hören lassen können. Da bekam er auch dieses Geschäft sat, und trieb es so nachlässig, daß er es bald gar liegen ließ.

Nun war sein Geburtstag. Sein Vater machte ihm einige Geschenke, erkundigte sich aber auch, was er in dem verfloffenen Jahr zu Stande gebracht, und was er gelernt hätte. Da fand sich nun, daß er zwar vielerlei angefangen, aber nichts zu Stande gebracht hatte. Er konte weder zeichnen, noch französisch reden, noch Violin spielen. Seine Tauben hatten sich theils verflogen, theils waren sie vor Hunger gestorben, und sein Garten war ganz mit Unkraut bedekt.

Da redete ihn der Vater sehr wehmüthig an, und sagte: Unglücklicher Sohn! Du hast ein ganzes Jahr von deinem Leben verlohren. Du hast vielerlei dir vorgenommen, aber nicht geendiget. Dieses kömt daher, weil du durch die Schwierigkeiten, die mit deinen kleinen Geschäften verknüpft waren, dich sogleich abschrecken liessest. Sei versichert, daß bei allen Geschäften, die du anfangen wirst, Schwierigkeiten sein werden. Wirst du ferner so unbeständig sein, und deinen Vorsatz gleich fahren lassen, wenn du auf Schwierigkeiten stossest, so wirst du nichts in der Welt ausführen, und am Ende eben so traurig auf dein Leben zurück sehen, als du jetzt an das verfllossene Jahr denkst.

Melchior wurde gerührt, und versprach, daß er von nun an in seinen Geschäften beständiger sein wolle. Er sol es auch gehen haben.

Salzmann,

2.

Ein Landedelmann kaufte sich ein großes Stück wüstes Feld, und nahm sich vor, dasselbe zu einem Lustgarten zu machen. Er ließ mit vielen Unkosten Gräben durch dasselbe

selbe ziehen, ließ die in demselben liegenden
Steine zusammenlesen, und wegschaffen,
eine Mauer darum ziehen, die Hügel und
Schutthaufen, die darin waren, abtragen,
und etliche hundert Karren Gassenforth hin-
einführen, um den Boden zu verbessern.
Hätte er noch drei Jahre fortzuführen dies
ses Land zu verbessern, so würde er gewiß
das Bergnügen gehabt haben, dasselbe in
einen blühenden Garten verwandelt zu sehen.

Da er aber im vierten Jahre von
aller seiner Mühe, und Aufwande noch kei-
ne Früchte sah, so verließ ihm die Lust
weiteren Aufwand zu machen. Er ließ die
ganze Sache liegen. Nach wenigen Jahren
ward es da wieder, was es zuvor gewesen
war — ein wüstes Stück Feld, und al sein
Geld und Mühe war umsonst angewendet.



§. X.

Von dem großen Werthe eines guten
Verstandes.

Kinder, denen Gott einen guten Verstand
gegeben hat, wendet selben zum
Guten an, und sethet deswegen nicht
Stolz auf eure Mitschüler, denen Gott
nicht so gute Geisteskräfte verliehen
hat.

I.

Es waren einst zwen Brüder, wovon der
eine durch ganz besondere Glücksfälle zu
dem hohen Posten eines Gouverneurs einer
Provinz gelangt war; denn er selbst hatte
gar keine Verdienste, weder von Seiten der
Wissenschaft, noch der Talente, noch der
Thätigkeit. Noch weniger glaubte er Ursa-
che zu haben, sich gewisse Fertigkeiten durch
seinen Fleiß zu erwerben, da ihm das Glück
alles gab, was er nur wünschte, indem ihm
sein Posten unermessliche Reichthümer ein-
trug: denn diese Provinz lag an einem
schif.

schiffreichen Ströme, an dessen Ufern man auszuladen pflegte. Er hatte also hier große Zolabgaben aufgelegt, und von dem Aufwand, den hier die Fremden machten, zog er ebenfalls einen nicht geringen Vortheil. Sein Reichthum und seine Soralosigkeit machte ihn nun so wollüstig, daß er nichts that als schwelgen, und hierunter verlor er vollends das bischen Verstand, das ihm übrig war.

Sein Bruder hingegen war arm, und durfte ihm deswegen nicht vor die Augen kommen, ob er ihn gleich dieser Armut hätte entreissen können. Er lebte aber vergnügt, indem ihm ein kleines Gut so viel gab, als er brauchte, und unter seinen fleißigen Händen alles zu gedeihen schien. Er begehrte also auch nicht mehr, beneidete seinen Bruder nicht, und hätte ihm seine Schätze gern gegönt, wenn er nur einen bessern Gebrauch davon gemacht hätte. Indessen schien das Schicksal beider ihrem Glück ein Ende zu machen. Es kam ein ungeheures Erdbeben. Das Meer, und die Ströme traten aus: das Feuer brach aus der Erde hervor, und was dieses nicht verzehrte, überschwemmeten jene, und machten die ganze Provinz zu einer Wüste. Der Stadthalter verlor alle seine Reichthümer, Palläste, und Schätze, und die Einwohner flüchteten, wo sie hirt konnten. Da sie nichts mehr zu verlieren hat.

hatten, brauchten sie keinen Statthalter mehr, und jeder suchte ein Zufluchtsort, wo sich ihm einer anbot.

Er hatte sich weder Hochachtung, noch Liebe erworben, mithin konnte er sich auch keine Unterstützung versprechen. Arbeiten konnte er nicht, Kopf, und Hände waren stumpf: es blieb ihm also nichts übrig, als das Erbarmen mitleidiger Menschen, die großmüthig genug waren; in ihm mehr den Dürftigen, und Herabgesunkenen, als den verdienstvollen Unglücklichen zu sehen, und nicht verhungern zu lassen.

Doch, da die ganze Provinz verheeret war, so kann man sich leicht vorstellen, wie elend er sich behelfen mußte. Zu seinem Bruder getraute er sich nicht, da er ihm vormalis aufs schimpflichste begegnet war, und dieser ihm bei einem gleichen Schicksal, wie er sich leicht vorstellen konnte, auch nicht würde helfen können.

Indessen nöthigte ihn doch nach einigen Jahren die äußerste Verzweiflung, da man des Lebens müde war, und er an jeder Thüre abgewiesen wurde, seinen armen Bruder aufzusuchen, in Hoffnung, daß er ihm wenigstens einen Tag, mit einem Bissen Brod zu Hilfe kommen könnte. Er nähete sich dem Orte, wo seine vormalige Hütte stand: aber wie erstaunte er an deren Stelle ein weit besseres Haus, und die-

tes von einem fruchtbaren Acker, blühenden Wiesen, und einem schönen Obstgarten, voll junger frischer Bäume umgeben fand. Er würde gezweifelt haben, seinen Bruder da zu finden, wenn ihm nicht die zerstreuten Nachbarn alle dorthin gewiesen hätten. Er trat ins Haus. Der Gram, das Elend, und der erbärmliche Aufzug, in dem er gieng, hatten ihn so unkenntlich gemacht, daß es Mühe kostete, seinen Bruder zu überzeugen, daß er der vorige Statthalter wäre. Dieser ein großmüthiger Mann, so gering er war, fiel ihm um den Hals, als er ihn erkannte, machte ihm keine andern Vorwürfe, als daß er so lange das Vertrauen zu seiner brüderlichen Hilfe aus dem Auge gesetzt habe, und bot ihm die Hälfte von allem an, was er besaß.

Man kan sich leicht vorstellen, wie ihn Scham, und Reue niederdrücken mußten! Alles, was ihm diese eingeben konnten, sagte er sich laut, und sein Bruder hatte genug zu thun, ihn dießfalls zu beruhigen. — Aber wie ist es möglich, rief er, daß du in so kurzer Zeit wieder der Mann geworden bist, nachdem dich das allgemeine Ungemach so gut, als mich betroffen, und dir alles geraubt hat? Hier muß Zauberei, und Wunder vorgegangen sein! denn da alles umher so arm ist, wer hätte dich in diesen Wolstand wieder versetzen können?

Mein

Mein Kopf, meine Arme, und der göttliche Segen, versetzte dieser, das sind die Laubereien, und die Walthäter, die mir meinen Verlust sobald ersetzt, und mich meinem Elende gar bald wieder entrisen haben.

Kaum war jene allgemeine Verwüstung vorbei, so mußte ich alles, was mir das Glück aus den Ruinen übrig ließ, oder zuführte. Die Wasserfluten ließen eine Menge Bretter von schiffbrüchigen, eingestürzten Gebäuden, und ausgerissenen Bäumen zurück; ich schlepte, nebst meiner Frau, und meinen Kindern alles zusammen, um eine armselige Hütte zu bauen, die mich anfänglich nur vor der Witterung schützte. Ich sah, daß der Schlamm, den das Wasser zurück gelassen, die Erde herrlich gedünget hatte, räumte also Tag und Nacht den groben Unrath weg, den es auf meinem Bischen Acker, Garten und Wiesen zurück gelassen, und nahm noch mehr von dem benachbarten dazu, da ein Theil der Einwohner diese Gegend ganz verlassen hatte. Ich suchte hierauf bei einigen andern, die auf Anhöhen lagen, theils durch Bitten, theils durch Versprechungen, Pflanzen, Samen, und junge Bäume zu bekommen; grub, säete, pflanzte, und arbeitete Tag und Nacht: ich machte Gräben, wo ich das stehende Wasser abführte, und da sich viel Quellen ergossen, suchte ich einen Graben

ben durch meine Gärtnerei, und meinen
Wiesewachs zu leiten, daß ich sie ohne Mü-
he wässern kan. Gott segnete meine Ar-
beit. Im nächsten Lenz, und Sommer
trug alles hundertfältig: Ich habe schon
itz mehr, als ich für die Weinigen brau-
che, und unterstütze andere durch meinen
Ueberfluß. Aber könntest du denn nicht, sag-
te der andere, dieses ins Geld setzen, und
so deinen Kindern ein reiches Erbsheil las-
sen?

Daran liegt mir nichts, versetzte die-
ser: meine Kinder mögen an meinem Bei-
spiel lernen, daß Verstand, und Fleiß nie
darben läßt, und daß die größten Unglücks-
fälle können ertragen werden, wenn man
nur Freiheit, und Gegenwart des Geistes
genug behält, ihnen nicht zu unterliegen,
das zu nützen, was uns das Schicksal übrig
läßt, und nach Beschaffenheit seines Stan-
des, Rufs, und seiner Fähigkeit, Kopf,
und Arme braucht, sich und andern nützlich
zu werden.

Weisse.

Der Herr von Biedermann gieng oft in die Schule, wo die Kinder seines Dorfs unterrichtet wurden, und erkundigte sich nach ihrem Fleiße, und ihrer Aufführung. Der kleine Hans zog vorzüglich seine Augen auf sich, denn er war sehr fleißig, und sitfam, und beantwortete die Fragen, die ihm der Schulmeister vorlegte, immer sehr gut. Das gefiel dem Herrn von Biedermann sowol, daß er sich entschloß, ihn mit seinem Sohne erziehen, und von dem Hofmeister, den er für jenen hielt, unterrichten zu lassen. Sein Vater, ein armer Tagelöhner, war damit sehr wol zufrieden; denn er hatte viele Kinder, und konnte kaum so viel erwerben, als sie nöthig hatten.

Bei dem Unterrichte betrugten sich nur die Kinder sehr verschieden. Der Sohn des Herrn von Biedermann gab sich nicht die geringste Mühe etwas zu erlernen. Wenn ihm der Hofmeister dieses verwies, so pflegte er immer zu sagen: Was habe ich denn nöthig mir über den Büchern den Kopf zu brechen? ich bin ja ein Edelmann. Meiner Stand gibt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüssiges Einkommen. Wenn ich Reiten, und Jagen, und meinen Namen schreiben kan, so habe ich genug gelernt. Den armen Hans verachtete

te er, hieß ihn einen dummen Bauerjungen,
 und konnte nur durch vieles Zureden, dahin
 gebracht werden, daß er sich neben Hans
 setzte. Je mehr nun Hans verachtet wurde,
 desto mehrere Mühe gab er sich, immer
 verständiger zu werden. Er merkte an al-
 les, was ihm der Hofmeister sagte, las
 fleißig in Büchern, und wenn er etwas
 nicht verstand, so bat er den Hofmeister es
 ihm zu erklären. So wurde Hans verstan-
 dig; der Sohn des Herrn Niedermans
 aber blieb unverständlich.

Am Ende starb Herr von Bieder-
 mann, und der Sohn übernahm die schö-
 nen Güter, die ihm sein Vater hinterlas-
 sen hatte. Weil er aber keinen Verstand
 hatte, so wußte er nicht, was er damit an-
 fangen sollte. Er ließ die schönsten Holz-
 zungen anschauen, und verschwelgte das dar-
 aus gelöste Geld in läderlicher Gesellschaft.
 Die schönsten Wiesen giengen nach und
 nach zu Grunde, weil er sich nicht darum
 bekümmerte, daß die Gräben ausgeworfen
 wurden, die sein Vater durch dieselbe hatte
 ziehen lassen. Die Gebäude wurden schad-
 haft, und fielen nach und nach zusammen,
 weil er nicht verstand, wie ein Gebäude
 mußte erhalten werden. Seine Einkünfte
 reichten nicht mehr hin seinen großen Auf-
 wand zu bestreiten, er mußte Schulden ma-
 chen, die am Ende so stark wurden, daß

feine

Seine Gläubiger seine Güter wegnahmen. Da war er nun zwar Herr von Biedermann, aber er hatte weder, Ehre noch Brod. Einige Zeit besuchte er die benachbarten Edelleute, und zehrte mit ihnen, diese wurden seiner aber auch bald überdrüssig, und ließen ihn abweisen, wenn er sich anmelden ließ. So wurde er ein Bettler.

Und Hans brachte es durch seinen Verstand so weit, daß ihn jedermann liebte, und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Amtmannsstelle, die er so gut verwaltete, daß alle Bauern ihn liebten. Dabei erworb er sich soviel, daß er immer mehrere Acker ankaufen, Gärten anlegen, Teiche ausgraben lassen, und Häuser bauen konnte. Und doch behielt er noch so viel übrig, daß er im Stande war, dem Herrn von Biedermann monatlich einen Louisd'or Almosen zu geben.

Salzmann.

3.

Beispiele von außerordentlichen Anlaßen im Menschen, besonders in Kindern verdienen die vorzüglichste Aufmerksamkeit, und Achtung. Ein solches ist William Krotch, ein Knabe von sechs Jahren, ein
Sohn

Sohn eines fürreichen Stimmermans, geboren zu Norwich am 5 Juli 1775. Sein Vater verfertigte zum Zeitvertreibe eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des musikalischen Genies dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Pulman, die zu Norwich mit dem größten Beifalle Unterricht erteilte, war sehr bekant mit den Eltern des Kindes, kam öfters zu ihnen, und spielte dazu auch gemeiniglich auf der Orgel, und sang dazu.

An einem Abende, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Pulman sehr lange spielte, und sang, und das Kind auf seiner Mutter Schoß dabei saß, fieng es an ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sei, dachte endlich, es stäche sie eine Nadel, und klebete es sogar aus, um die Stelle zu finden; allein sie fand sie nicht, und alles war vergeblich. Indessen, als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbei trug, streckte er seine kleinen Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Kroch vor die Klaves niedersetzte, die er auch gleich, und wie sie sich hernach erinnerte, mit einer Art vom Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Minuten spielen, und nahm ihn alsdan weg, weil sie

❧ ❧ ❧

alles für die gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er auch nun willig geschehen ließ. Den folgenden Morgen als Frau Krotch nach dem Markte gegangen war, hielt Herr Krotch das Kind, und brachte es an die Orgel, und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er nicht, als er Zusammenhang, und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte, es waren ganze Zeilen aus bekanten Liedern, die öfters im Beisein des Kindes gespielt wurden. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweitemale hören, und überzeugte sie völlig; und von der Zeit an durfte er spielen, so oft, und so lange er Neigung hatte. Er lernte täglich mehrere Stücke, und fieng an mit unter etwas von seiner eigenen Komposition einzumischen. So spielte er in öffentlichen Assembleen in Norwich, Cambridge und London. Selbst bei den königlichen Majestäten, und der königlichen Familie in London erhielt er allen Beifal. Während als er spielt, lacht er oft, plaudert, und sieht sich nach den Zuhörern um, immer mit seinen kleinen Fingern geschäftig auf dem Klaviere, und das so unbekümmert, und mit so vieler Gleichgültig-

stigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Gesinat ist für feierliche Musik, hauptsächlich Kirchenmusik. Sobald er ein regelmässiges Stück, oder einen Theil von einem, oder auch ein Par kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf, und da ist er oft ein nachwilliger Junge. Die Gesellschaft gebe ihm alsdenn gemeiniglich Kuchen, oder Obst, um ihn wieder zum Spielen zu bringen, aber es hält schwer ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt, man müßte denn seinen kleinen Stolz rege machen, und ihm zum Beispiel sagen, man glaube, er könne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl, und gemeiniglich spielt er das Verlangte alsdenn mit neuem Feuer.

Ein Frauenzimmer sang eine ihm unbekante Arie in seiner Gegenwart zweimal, und beim zweitemale akkompagnirte er ihr auf dem Klaviere vortreflich. Mitten im Spielen rief er auf einmal: Nein! Nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte. Was übrigens seine Fähigkeiten so auffallend macht, mehr als sich ausdrücken läßt, ist,

daß er, sobald keine Musik ins Spiel kömte,
so völlig ein Kind in allem übrigen ist,
als irgend eines aus einer gemeinen Kin-
derstube.

Bilderakademie.





S. XI.

Von der Schädlichkeit der Unwissenheit.

Kinder, welche in der Jugend nichts lernen, und unwissend bleiben wollen, schaden sich selbst.

I.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wol zwanzig Jahre abwesend; und die Leute glaubten, er wäre tod, weil er sogar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber sonst weder gedruckte, noch geschriebene Schrift lesen konnte; so gieng er mit dem Briefe zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm doch den Brief vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: Höre! in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre tod, und hätte euch fünfzig Thaler

S 3

ver.

vermacht: aber ihr müßet fogleich kommen, und das Geld selbst abholen. Herr Wirth sagte der Tagelöhner, wo sol ich denn hingehen, und das Geld abholen? Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier sagte der Wirth, da liegt euer Geld. Ei, sagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wol gar zwei hundert Meilen, da kostete mir die Reise und Verfaumiß lei der nahen Herndte fast mehr, als ich erben sol. Hört sprach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht davon für dreißig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich wil schon sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem Handel sagen. — Wolt ihr das? Herzlich gern antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth Geld, und zählte die dreißig Thaler auf, der Tagelöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause.

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indessen lüderlich, und arm geworden, sterben solte, da bekante er mit großer Angst auf dem Todtbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen hatte. Denn in dem Briefe hätte gestanden: Wer diesen Brief in Amsterdam bei einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem solten
zwei

zweitausend Thaler (und also sehr vielmal
mehr, als der Wirth dem Tagelöhner ge-
geben) ausgezahlt werden. Welche er denn
auch erhalten, aber liederlich durchge-
bracht hätte.



hambur 1757 die S. XII.

Von der Aufmerksamkeit.

Kinder, gewöhnt euch bei Zeiten auf Dinge, die ihr höret, und sehet, genau Achtung zu geben, und immer die Erwachsenen zu fragen, wozu dieses, oder jenes gut sei.

I.

Zu Rio Janeiro in Brasilien hat sich eine Begebenheit zugetragen, welche beweist, daß auch Kinder bisweilen etwas thun können, das den Erwachsenen, dem Lande, worin sie leben, ja wol gar allen Menschen nützlich ist; wenn sie sich bei Zeiten gewöhnen, auf die Dinge, die sie überall hören, und sehen, genau Achtung zu geben, und immer die Erwachsenen zu fragen, wozu dieses, oder jenes gut sei? So haben es hier einige Kinder gemacht, welche auf einem Spaziergange ein Stück ihnen unbekantes Gestein gefunden hatten. Dieses war Kupfer, Erz, und da man

weiß

welter nachsuchte, ist auf solche Art eine sehr ergiebige Kupfermine oder Bergwerk entdeckt worden. Weil man nun ist die Schiffe mit Kupfer beschlägt, daß ihnen die Seinfekten nicht schaden, und daß sie schneller fahren sollen, wenn sie glätter, und schärfer sind: so würden dadurch alle Kupferne, und messingene Hausgeräthe, und Kleidungsstücke, deren fast kein Mensch entbehren kann, nach und nach theurer werden, wenn nicht mehr Kupfer aus den Bergwerken gewonnen würde, als bisher. Also können viele Millionen Menschen von der Entdeckung dieser Kinder Vortheil haben.

Befeh.

2.

Plaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee, und Kuchen da sein. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Kot in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein ein-

einfältiger Mensch gegenwärtig sein, den er verspotten konnte. — Nur bei dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einmal gieng er über ein kleines Feld an einem Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüte stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre.

Und weinte vor freudiger Empfindung des algütigen Schöpfers. Wie kannst du dich über einen Baum so freuen? sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wolwollender Seele grüßte. Et lieber Vetter antwortete Karl, wenn es nicht wolfeile Freuden gäbe, wo wolte ich welche hernehmen? Ich kan keine Freude bezahlen. Aber darum habe ich auch Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kan ohne Kosten, und ohne Reue fröhlich sein. Aber es ist eine ordentliche Kunst. Nun was ist das für eine? sprach Klaus. Da ist sie, wenn du mich hören willst, antwortete Karl:
Ich

Ich sehe alles recht an, was da ist, Großes, und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues, und Schönes. Dan denke ich nach, warum, oder wozu dieses und jenes wol da sein, und zu was es nützen mag? und wenn ich dabei der Weisheit des Schöpfers zuweilern auf die Spur komme, dan kan ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit, und Güte Gottes alsdan ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter, und froh an meine Arbeit. Lebe wol, sprach Klaus und gieng fort.

Kochow.

3.

Parl klagte einmal seinem Lehrer, daß es ihm schwer sei die Sachen zu fassen, und zu behalten, die ihm vorgetragen würden, und daß er daher besorge, er werde unwissend bleiben. Sei du getrost, antwortete ihm der Lehrer. Merke nur immer genau auf das, was ich dir vortrage! und frage mich, wenn du etwas nicht verstan-

standen hast. Denke über alles nach! was du liest, und gehe nicht eher von einer dunkeln Stelle weg, bis du sie verstehst, da wirst du bald die angenehmen Folgen davon empfinden. Dieses that Karl: und merkte, daß er täglich klüger wurde, und mehr lernte. Am Ende überraf er alle seine Weischüler, die weit fähigere Köpfe, als er hatten, aber dabei flatterhaft waren.

Salzmann.



S. XIII.

Von der Schädlichkeit, der Flatterhaftigkeit, und Unvorsichtigkeit.

Kinder, seid in euren Handlungen nicht flatterhaft, nicht unvorsichtig, wenn ihr euch nicht selbst schaden wolt.

I.

Der junge Schnelfuß, der große Lust zu reisen hatte, begab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg. Kaum aber war er an einem fremden Orte gekommen, so fragte er schon, wo gehn wir nun weiter hin? und wolte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes, und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihm stets nach neuen Gegenden zu kommen! Sein Hofmeister bat ihn, er möchte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern bloß von einem Ort zum andern geflogen sein. Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußte er von allen Dertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den blossen Namen derselben zu sagen. Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich entschliessen, dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wolte. So geht es auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen izt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, und nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen. Wer was lernen wil, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt genau zu achten, nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefast hat.

Rampe.

2.

Zwei Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wolten. Karl, der älteste, aber nicht der Klügste, sprach: Kom wir wollen aufs grose Eis gehen, und glitschen. Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: Karl, dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige Tage gefroren. —

Jch

Ich habe noch keinen grossen Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins Wasser fallen. — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum war er mit grosser Mühe noch gerettet. Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden, Wilhelm hingegen (welches doch weit besser ist) wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden beschützt.

Rochow.

3.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahen. Ich kriege ihn gewiß sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder als du; und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen. Aber was geschah? Weil er über das gar zu grosse Eilen nicht vor sich sahe, so fiel er über einen Zweig. Der im Wege lag. Wer kriegte nun den Apfel? nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

Bampe.

S. XIV.

Von der Mässigkeit.

Kinder, seid mässig im Essen, und Trin-
ken, und im Vergnügen, wenn ihr
doch wolt, daß euch dieses alles
nicht eckelhaft, und schädlich werde.

1.

Ein König aus Persien schickte dem Ma-
homed einen gelehrten, und erfahrenen
Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig
wäre, seine Hülfe gebrauchen könnten. Als
der Arzt sich etliche Jahre in Arabien auf-
gehalten, und ihn Niemand gebraucht hatte,
gieng er eines Tages zu Mahomed, seinem
Herrn, und beschwerte sich, er sei noch von
Niemanden gefordert worden, daß er Pro-
ben seiner Kunst hätte ablegen können, da
er doch zu dem Ende dorthin gekommen wä-
re. Der Prophet antwortete ihm: Die
Leute in diesem Lande leben so, daß sie nie-
mals essen, ausser wenn sie hungert, und
hören auf zu essen, wenn ihnen der Appetit
noch

noch nicht ganz vergangen ist. Gut, sagte
 der Arzt, dieses ist das einzige Mittel zur
 guten Gesundheit! aber dan bin ich auch
 hier nichts nütze, küßete die Erde, beurlaub-
 te sich, und zog davon.

Sulzer.

2.

Ich möchte heute wol spielen, liebe Mu-
 ter sagte die kleine Laurete.

Den ganzen Tag?

Ja Mütterchen!

Deine Bitte sei dir gewährt, sagte
 die liebevolle Mutter, die ihren Kindern un-
 gern etwas abschlug; ich fürchte nur, es
 wird dir leid werden.

Nein! Nein! liebe Mutter! — und
 damit hüpfte Laurete fort, al ihr Spielzeug
 zu holen.

Sie brachte es; aber nun war sie al-
 lein: denn ihre Geschwister waren alle bis
 zu ihren Spielstunden beschäftigt. (Es
 war kein Festtag.)

Sie bediente sich Anfangs ihrer Frei-
 heit, so gut sie konnte, und spielte eine lan-
 ge Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiele
 nahm nach und nach ab. Jetzt hatte sie als

Müllers Erz.

H

le

le ihre Spiele wiederholt, und wußte keines mehr. Das Spiel fieng an ihr eckelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte auffer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen, so ungern sie es auch that.

Müßmüthig saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden, und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammen kamen.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr wäre, und wie sehnlich sie sie erwartete hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und fiengen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuem, dieses wäre ihr auch alles so alt, und sie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich untereinander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Jda, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr: Höre Baurerchen, wenn du nicht böse werden willst, so wil ich dir sagen, wer Schuld an deinem Misvergnügen ist. — Du selber bist es; denn wir alle sind ja, wie du siehst froh genug; ob wir gleich diese Spiele alle so oft, und öfter gespielt, als du.

Aber wir haben gearbeitet, und etwas nütliches gerhan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß, dan würde es dir auch so süß sein, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Jda sprechen gehört, versicherte Baurerchen, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Lampe.

3.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Officieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornemlich warnte er sie

vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeinlich die Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

Während den Kriegen unter der Königin Anna Regierung stand ich als Fähnrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtigt, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war. Kaum konnte ich mich entschliessen, einige Stunden vom Spiele abzubrechen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhaufen, und hörte das Geprassel der Würfel. Meine Malzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen. Ausser den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur schönes, und bewundernswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltzin wahrgenommen.

Selbst

Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Und daß ich bei einem so sehr verwilderten Gemüthe niemals an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen. Eine Zeitlang spielte ich mit so grossem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt;) einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete; und mich auf demselben herum wälzte, damit die Leute im eigentlichen Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde! So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mirs ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch izt in diesem meinem Alter mit meinem Blute zurück kaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach Verlauf einiger Zeit, ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdessen meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war unterdessen so unglücklich im Spiel, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 20 Guinenen zu leihen. Wie? antwortete dieser: ich sollte mein Geld einem Spieler vom Handwerk leihen? Nein mein Herr; Sie werden mich entschuldigen. Eines muß ich jetzt freilich verlieren. Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort gieng ich in mein Quartier, und warf mich äusserst niedergeschlagen aufs Bett, um wegen der Tageshize meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein, aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf. Und nun stelte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Rekruten zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffe, und wenn es bekane wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte: was könnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassirt zu werden.

Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte,

dachte, und dieses war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer. Etwas mußte geschehen, ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regimente verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde. Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Arme, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wolte, aufnehmen konnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente sein: und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitän, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertiget hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit dem größten Kaltsin, und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung: er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten. Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen gedächte? und ich erzählte ihm

kurz, und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen könnte.

Sogleich stand der Kapitän auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Theuerster! ich schlug Ihnen diesen Morgen ihre Bitte auf eine fränkende Weise ab, um sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in ihrem löblichen Vornehmen! denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu Ihrem Dienste. Da fügt er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich derselben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit, und zu Fortschaffung Ihrer Rekruten.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf ihn zu umarmen. Dan eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühte mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie. Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, da ich Karten, und

Würs

Würfel ganz und gar nicht mehr anrühre
 te; so verloren sie auch in kurzer Zeit al-
 len Reiz für mich,

Seht! junge Freunde! pflegte der D
 berste am Ende dieser Erzählung hinzuzufü-
 gen, so wahr ist es, daß man dieser, wie
 jeder andern Leidenschaft, wenn man nur
 recht ernstlich wil, mit Gottes Hilfe wider-
 stehen kan, und daß Vermeidung des Müs-
 siggangs das sicherste Bewahrungsmittel ge-
 gen diese, und jede andere Thorheit sei.

Salzmann.



Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.

Jene Kinder, welche im Essen, Trinken,
und Vergnügen unmäßig sein wer-
den, werden sich selbst schaden.

I.

Ein reicher Mann gab einst seinem Söhn-
chen an dessen Geburtstage die Erlaub-
niß, alle seine Gespielen zu einem kleinen
Feste einzuladen. Sie kamen, und wurden
in einen angenehmen Garten geführt. Hier
erug man alle mögliche Naschereien auf;
Kaffe, The, Milch, Bisquit, Konfekt,
Kuchen, Erdbere, Johannisbere, Kirschen,
und was nur die schöne Jahreszeit von
Früchten hervor bringt. Man ließ ihnen
dabei alle nur erfindliche Freiheit, aber die
Folgen waren sehr verschieden. Einige un-
ter ihnen, die sich der Warnungen eriner-
ten, die ihnen ihre Eltern, und Aufseher
gegeben, waren bescheiden, und assen nicht
mehr, als sie glaubten, daß es ihnen zu-
träglich wäre. Andere hingegen, die sich
der

der Abwesenheit ihrer Aufseher bedienen wol-
ten, assen von allem, was ihnen vorgelegt
wurde, und machten allezeit ihre Teller leer.
Die ersten befanden sich sehr wol dabei, und
genossen des Vergnügens auf den andern
Tag: denn man gab ihnen mit nach Hau-
se, was sie vor sich hatten liegen lassen.
Die letztern waren kaum nach Hause, so
empfanden sie Kopfschmerzen; Uebelkeiten,
Leibeschmerzen, und andere Uebel, die die
Ungenügsamkeit zu begleiten pflegten.

Einer unter ihnen gestund seinen Feh-
ler, bat um Verzeihung, und zugleich, daß
sie den Arzt möchten holen lassen, damit er
ihm Arznei geben möchte. Er nahm diese
willig ein, so bitter sie auch schmeckte. An-
dere aber, die sich diesen Mitteln widersetz-
ten, wurden so krank, das sie etliche Wo-
chen lang nicht ausgehen konten, und beis-
nahe gestorben wären.

Weisse.

2.
 Ach Mama, ich bin so krank, mir ist so
 übel zu Mache, klagte der kleine Kon-
 rad.

Kind, sprach die Mama, du wirst
 diesen Mittag, da ich nicht zu Hause war,
 zu viel gegessen haben. Nicht so? Heute
 Abends mußt du also fasten, und Morgen
 Arznei einnehmen.

Das stund dem lieben Konrad, der
 Konfekt lieber, als Arznei einnahm, gar
 nicht an. Er weigerte sich mit vieler Her-
 zensangst dagegen. Allein da half alles Bit-
 ten, und Flehen nichts. Weil Konrads
 Zunge gesündigt hatte, so mußte sie auch
 wieder leiden.

Der Nachmittag, und Abend, und
 die Nacht gieng ihm unter vielen schreckli-
 chen Vorstellungen vorbei. Endlich brach
 der Morgen an, und die Mama erschien
 mit der Arznei.

Konrad, hier ist dein Pulver! —
 Hörst du nicht? Konrad? — Konrad!

Der lag tief unter der Bedecke ver-
 steckt, der Angstschweiß brach bei ihm her-
 vor; er verwünschte in seinem Herzen alle
 Arznei.

Konrad! erschalte die ernsthafte Stimme der Mutter, hier hilft kein Weigern. Das Pulver genommen, oder — du weißt, was ich sagen will.

Das war die höchste Stufe seines Leidens. Er verstand ihre Drohung. Er kroch unter der Bedcke hervor, nahm die Arznei, und verschluckte sie.

Nun sagte die Mama, das ist vorbei. Ein andermal ist nicht zu viel in Dir hast, sonst immer dieselbe Strafe zu leiden. Krank werden, und Arznei nehmen müssen, ist die natürliche Folge der Unmäßigkeit.

Ach! sagte Konrad, mein Lebtage wil ich nicht wieder zu viel essen. Das schmeckt gar zu übel! Man meint, der habe lange Zeit Wort gehalten.

Goldner Spiegel.

Herr Leonhard war ein sehr guter, und vernünftiger Mann. Nur den Fehler hatte er an sich, daß er sich in dem Genusse des Weins nicht zu mäßigen wußte. Wenn er in Gesellschaft war, so trank er ein Glas nach dem andern, verlor nach
und

und nach seinen Verstand, und begienß
 mancherlei Thorheiten, die ihn den folgenden
 Tag reueten. Einst krank er auch zu
 viel, verlor seinen Verstand, und erzählte
 alle Heimlichkeiten, die er sonst vor der
 ganzen Welt zu verbergen suchte. Die
 ganze Gesellschaft lachte darüber, und je mehr
 man lachte, desto mehr erzählte er. Einer
 aus der Gesellschaft fieng ein Kartenspiel an.
 Er spielte mit, und verlor in einigen Stunden
 den 150 Thaler. Darüber wurde er un-
 willig, beschuldigte den Spieler des Be-
 trugs, dieser schimpfte ihn, er schlug ihn
 an den Kopf, jener währte sich, und so
 entstand eine Schlägerei, an welcher er ganz
 blau geschlagen wurde, und an seinem Kopfe
 verschiedene Beulen bekam. Den andern
 Tag befand er sich ausnehmend übel.
 Seine Wunden schmerzten ihn, sein Ma-
 gen war verdorben. Er dachte an das vie-
 le Geld, das er verloren hatte, worüber
 ihm seine Frau die bittersten Vorwürfe
 machte. Er erinnerte sich an die Heim-
 lichkeiten, die er ausgeplaudert hatte, und
 hätte vor Verdruß vergehen mögen. Über
 dieses bekam er auch eine Citazion auf das
 Rathhaus, um sich da wegen der un-
 ziemlichen Reden zu verantworten, die er
 gegen seinen Gegner ausgestossen hatte. Da
 schlug er die Hände über den Kopf zusam-
 men,

enen, und klagte: Ich Elender! in allen
diesen Jammer stürzt mich die Unmäßigkeit.
Den Weisen macht sie zum Narren, den
Gesunden wirft sie aus dem Krankens-
bette.

Salzmann.



Von der Enthaltſamkeit.

Kinder, enthaltet euch von allem dem, was euch entweder ſchon iſt, oder mit der Zeit ſchaden kan.

I.

Was heiſt Enthaltſamkeit? fragte der kleine wißbegierige Hans ſeinen Vater, da er ihn dieſes Wort bei einer gewiſſen Gelegenheit ausſprechen hörte.

Dem Vater war dieſe Frage ſo ſehr willkommen; denn ſo gut ſein lieber Hans auch war: ſo hatte er doch den Fehler an ſich, daß er immer ſehr unzufrieden war, und weinte, ſo oft er irgend etwas entbehren mußte. Das ihm lieb war. Und doch iſt es nun einmal ſo in der Welt, daß wir oft etwas wünſchen, und es doch nicht kriegen; oft etwas angenehmes beſitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird. Es iſt daher ſehr nöthig, daß wir von Jugend auf uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also: Enthalt-
samkeit mein Sohn, ist, wenn du in der
heutigen Freistunde dein liebes Schaukel-
pferd mit keinem Fusse besteigst.

„O warum denn? fragte traurig der
Kleine; du hast es mir doch selbst gegeben,
Vater!“

Das hab ich, antwortete der Vater;
auch verbiete ich dir nicht, es zu brauchen;
es sol vielmehr dir selbst überlassen sein, ob
du es thun willst, oder nicht.

Hans hatte nämlich das Pferd erst
gestern gekriegt, und es war ihm so lieb,
daß er jeden müßigen Augenblick, sogar beim
Essen abbrach um sich darauf zu setzen.

H a n s.

Aber wozu soll mir das nützen?

V a t e r.

Dazu, daß du dich übest so viel Ge-
walt über dich selbst zu gewinnen, eine Sa-
che, die du lieb hast, fahren zu lassen, so
bald es sein muß.

H a n s.

Aber dieses muß ja nicht sein.

V a t e r.

Freilich nicht, aber wenn etwas erst
seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich
darauf vorzubereiten.

Hans schwieg, und blieb nachzudenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater sagte, aber nicht alles.

V a t e r.

Wilst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sei, wenn man sich gewöhnt, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen.

H a n s.

Ja, Vater!

V a t e r.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tag mit Naschwerk gefüttert. Es wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe sich immer darnach sehnte, und gleich zugrief, wo es nur dergleichen stehen sah. Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rief, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte so lan-

ge Zeit, bis ers nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen. Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er streng gehalten wurde; und wo vom Naschwerk gar nichts vorfiel. Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln, und Zuckerswert, bis das Taschengeld verzehrt war. Seine Begierde war unterdessen immer stärker geworden; und es war ihm izt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen. Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er Anfangs einige Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn. Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz, oder lang nicht bekant würde? Auch dieses wurde bekant, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr. Der menschlichen Strafe war er nun zwar fürs erste entflohen; aber nicht der göttlichen, das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

O das ist schrecklich! sagte seufzend Hans. —

Ja wol schrecklich, antwortete der Vater; und kam doch von nichts anders her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu gentessen. — Merkst du nun, mein lieber, warum ich dir den Versuch riet, heute nicht auf dein Pferd zu steigen.

S a n s.

O ja, Vater! ich wil auch heute nicht darauf steigen, und das wil ich alle Tage so machen, in der einen Freistunde, bis ich es thun, und lassen kan, so oft ich wil.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen herzhaften Entschluß. Noch mehr aber freute er sich, da er sah, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem ward es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich in Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchen Kummer. Wol dem Kinde, das seinem Beispiele frühzeitig nachahmt.

R. K.

S. XVII.

S. XVII.

Von der Schädlichkeit der Nasch- und
Leckerhaftigkeit.

Kinder, wenn ihr euch von manchem Kum-
mer befreien wolt, so meidet früh-
zeitig die Nasch- oder Leckerhaftig-
keit.

I.

Leckermaul war von seinen Eltern verzärtelt
worden. Er aß dieses, und jenes nicht.
Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch
viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß
die Speisen, die wol mit Dank, gegen
Gott hätten können gegessen werden, oft
verachtet wurden, und stehen blieben. Er
kaufte sich Semmel, oder Kuchen, und
Kaffe, und verbrachte damit läderlich seinen
Lohn. Lange blieb er auch nicht bei einem
Herrn; sondern ward bald abgedankt, weil
er allenthalben Verdruß anrichtete. Als
einst eine Theuerung kam, bettelte Leckermaul
aus Noth, auch vor der Thüre einer ge-
wissen Herrschaft, deren Essen er oft verach-

ter hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück
schimlicht Brod. Ach Gott, sagte er, das
habe ich hier verdient! wie oft war mir da-
mals sehr gutes Essen zu schlecht! wie oft
habe ich das Essen verachtet! Nun muß
ich darben. Spiegle sich ein jeder an die-
sem Beispiele.

Kochow.

2.

Der kleine Peter hatte oft seinen Eltern,
und Geschwisteru Kleinigkeiten an Es-
waren und andern Sachen weggenom-
men. Als ihn endlich seine Mutter darüber
beträf, sagte sie es dem Vater; und sie
wurden eines, deswegen das böse Kind hart
zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte,
und vorwenden wolte, er hätte ja nur Klei-
nigkeiten weggenommen, so sagte der ver-
ständige Vater: eben darum strafe ich dich
hart, damit du nicht bei Kleinigkeiten ler-
nest: Dinae vom grössern Werthe zu stehlen,
und endlich am Galgen sterben müssest.
Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, der
nimt eunst auch Geld, wenn er dazu kom-
men kan. Ein andermal nim nicht das Ge-
rinaste ohne die Erlaubniß dessen, dem es
gehöret.

Goldner Spiegel.

XVIII.

S. XVIII.

Von der Möglichkeit der Besserung, und
Überwindung der Versuchung.

Kinder, ihr könnt jeden Fehler bessern, auch
könt ihr mit Hülfe Gottes jede Ver-
suchung besiegen, wenn ihr nur
ernstlich wolt.

I.

Karl hate des Sontags Morgens, ehe er in
die Kirche gieng, sein schadhaftes Dach,
und Geschier besehen, und nahm sich vor
beides auszubessern. In der Kirche redete
der Prediger von der Besserung, die ein
jeder Mensch nöthig hätte, und wie man
nachsehen müsse, ob man nichts von schlim-
men Gewohnheiten an sich habe, so wie ein
guter Wirth oft nach seinem Geräth sehen
müsse, ob es nicht einer Besserung benö-
thiget sei. Da ward Karl gerührt: und
als er über sich selbst nachdachte, da fiel
ihm unter andern seine zornige Gemüthsart
ein. Nach der Predigt gieng er hin zum
Prediger, sagte, daß es ihm leid sei, im

Zorn oft Unrecht gethan, und manchen beleidiget zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? Darrich ihm der Prediger zu seinen Feinden hin zu gehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebete zu denken, und wo sich ins künftige eine Gelegenheit zum Unwillen zeige, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward er friedfertig, das ist, besser als vorhin bei seiner zornigen Gemüthsart, und das heißt sich bessern, oder bekehren. Jer. 7. 5.

Gott wil, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zu Erkenntniß der Wahrheit komme.

Kochow.

2.

Euch ihr Kinder, die ihr so unglücklich seid, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähle ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sei, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich wil.

Meta

Meta ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen. Nachdem hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu sein pflegt, die man knurrige, oder bissige nennt. Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Grief jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los: als wolte sie ihn beißen. Wurde ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that; oder wurde ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brumte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thür heftig hinter sich zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wolte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng. Die Mutter gebot ihr zurück zu bleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster glirten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie
 ver.

versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedekt sah. Sie konnte kein Wort sprechen. Trit näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dieß alles sol. Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: Für ein freundliches Kind, zur Belohnung eines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort. Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ist's? — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen. Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter, lasse doch sehen, ob der dich auch nicht nennt. Meta las: Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennet, und von heute an sich bessern wil. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben. Nun so nim, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir ist vorgenommen hast. Mein liebe Mutter: antwortete Meta, ich wil es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich sein sol. Hebe du mir alles
so

so lang auf, und sage mir, wann ich es nehmen sol. Diese Antwort machte der Mutter vi. Ir. we. Sie legte die Sachen in eine Komode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihr brauchen zu dürfen. Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne das Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte. Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstirter Stimme: Darf ich izt, liebe Mutter? Du darffst mein Kind, antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie in ihre Arme. Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist? Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dan so habe ich alle Morgen, und alle Abende, den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.

Die Mutter vergos die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen. Es kan ein fester Vorsatz, und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Unugend schuldig war. Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß

es sich auf der Stelle vornahm, Metas Beispiel zu folgen, und auch so gut, und o lebenswürdig zu werden, als sie.

¶ Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. Welch Kind wolte sich, und andern nicht auch gern diese Freude machen?

L. K.

3.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest! Nach einer kleinen Weile dachte er: wie,
wenn

wen du sie mitnähmest? aber, psui! da wärest du ja ein Dieb! Es würde aber doch Niemand wissen, dacht er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer, geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurück zöge. Er konnte nicht schlafen; und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachtsche, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondschne liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder, und dergleichen mehr erblickte. Sol ich? sagt er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. Sol ich? — Aber wäre ich denn nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könt ich wol jemals wieder ruhig schlafen; könte ich wol jemals einem wieder frei ins Angesicht sehen? —
Wol

Wol wahr! Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mann; könnte Kutschen, und Pferde halten; könnte schöne Kleider eragen; hätte alle Tage vol auf zu essen, und zu trinken! Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnte ich entdeckt werden. Es sieht ja keiner? — Keiner? Siehe denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstal wirst begangen haben? Würdest du wol ruhig sterben können.

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. Nein! sagte er, indem er die Diamanten wieder hinwarf: lieber arm, und ein gutes Gewissen, als reich, und ein Bösewicht! Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war. Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dieses mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondscheine erkant. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen. Höre Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern Abends die Uhr, und die Diamanten nicht? Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen. Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort; danke Gott, mein Sohn, daß
er

er dir half, der Versuchung zu widerstehen,
 und bemühe dich ferner, deine Tugend zu
 erhalten. Von nun an solst du bei mir blei-
 ben; ich wil dich ernähren, und kleiden
 lassen. Aber ich wil noch mehr für dich
 thun; ich wil dich ordentlich unterrichten,
 und erziehen lassen, damit dir künftig auch
 nicht einmal der Gedanke an eine solche Mi-
 selthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heisse Thränen
 aus den Augen; er wolte danken, aber er
 konte nicht; er konte nur schluchzen, und
 seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie verspro-
 chen hatte. Der Knabe wurde wol erzo-
 gen; und seine Wolthäterin hatte die Freu-
 de, ihn zum guten, fromen, und geschick-
 ten Mann aufwachsen zu sehen.

Salzmann.

Von der Bescheidenheit.

Kinder seid bescheiden, wenn ihr euch die
Liebe anderer Leute gewinnen wolt.

I.

Rotchen hatte vor allen ihren Freundinnen
gar grosse Vorzüge. Sie war sehr schön,
hatte einen vorrestlichen Wuchs, eine reizende
Gesichtsbildung, und eine gesunde
muntere Farbe. Weil ihre Eltern reich waren,
so kauften sie ihr auch immer schöne
Kleider. Das sind aber alles Kleinigkeiten
gegen ihre übrigen Eigenschaften. Sie hatte
einen vorrestlichen Verstand, und ein
vorzüglich gutes Gedächtniß. Wenn man
sie etwas lehren wolte, so begriff sie es
bald, und wenn sie etwas gelesen hatte, so
behielt sie es so gut, daß sie es beinahe wort
zu Wort hersagen konte. Alle weiblichen
Arbeiten brauchte sie nur ein oder
zweimal zu sehen, so hatte sie, auch schon
dieselben gefast, und konte sie nachmachen.
Auf diese Art wurde sie bald die klügste,
und geschickteste aus allen ihren Gespielinnen.
Sie

Sie wußte die Städte der entferntesten Län-
der so gut herzukennen, wie die Dörfer,
die um ihr Vaterland lagen, und kannte die
Menschen, Thiere, und Gewächse von A-
sien, Afrika, und Amerika beinahe so gut,
als diejenigen, die in ihrem Geburtsorte
waren. Sie spielte das Klavier sehr gut,
und sang dazu ganz vortreflich. Daß sie
auch nähen, und striken konnte, und wußte
wie man eine gute Malzeit zubereiten müsse,
versteht sie von selbst.

Bei allen dem würde sie sehr unglük-
lich gewesen sein, wenn sie ihre Vorzüge
bei jeder Gelegenheit hätte sehen lassen, und
davon gesprochen hätte. Man würde sie
beneiden, und verspottet haben, wenig-
stens hätten sich gewiß ihre Gespielinen
geschämt, daß sie nicht eben so schön, klug
und geschickt wären; sie hätten sich von ihr
entfernt, und ungern mit ihr gespielt. Das
that sie aber nicht — sie war bescheiden.
Wenn sie Besuch von Mädchen bekam, de-
ren Eltern nicht so reich, wie die ihrigen
waren, so hütete sie sich sehr, daß sie nicht
ihre besten Kleider anzog. Sie wählte im-
mer einen Anzug, der nicht theurer, als
die Kleider ihrer Freundinen war. Sobald
sie ankamen, lief sie ihnen mit offenen Ar-
men entgegen, umarmte, und küßte sie, und
ließ sie selbst die Spiele vorschlagen, mit
Müllers Erz. R des

Denen sie ihre Zeit vertreiben wolten. Sie ließ gar nicht merken, daß sie mehr als andere wisse, sondern gab ihnen vielmehr Gelegenheit, ihre eigenen Geschicklichkeiten zu zeigen. Wenn denn eine von ihren Freundinnen einen Strumpf sehen ließ, den sie verfertigt, oder ein Kleidungsstück, das sie genähet hatte, wenn sie ein Stütchen spielte, und sang, so war Lotchen sehr aufmerksam, nahm sich sehr in Acht, daß sie das Fehlerhafte nicht spottete, und bewunderte und lobte alles, was zu loben war.

Das gefiel nun allen Kindern gar zu wol. Sie befanden sich wol bei ihr, hatten sie lieb, und wolten gern mit ihr umgehen, und spielen. Und doch wußten alle sehr gut, wie viele Vorzüge Lotchen vor ihnen habe, und lobten sie bei jeder Gelegenheit.

Salzmann.

Wilhelm war wol gefint. Er war der erste, der seinen Alter mit der Herrschaft vertauschen sollte. Da sprach er zu den

den Komissarien: Ich sehe wol, meine lieben Herren! daß es meiner gnädigsten Obrigkeit Wille ist; und daß es wol im ganzen besser sei, wenn ein jeder seinen Alter auf seinen Flek bekömmt. Aber ich habe meinen Alter im Stande, und kan also leicht dabei verlieren. Doch wenn es zum allgemeinen Besten ist, so wil ich es mir auch gefallen lassen, und freiwillig etwas verlieren. Da freute sich die Herrschaft, und lobte seine guten Gesinnungen, gab ihm auch ein ansehnlich Geschenk an Geld. In wenig Jahren hatte er seinen neuen Alter so gut im Stande, als den alten, und weil er näher beisammen lag, durfte er weniger Gespan, und Gesinde halten; hatte also auf alle Weise gewonnen. Unzählige Vortheile im Leben hat der Höfliche, und Bescheidene: ein jeder liebt ihn, und hilfe ihm fort. Mit gewissen gemeinnützigen Dingen, die Niemand als die Landesobrigkeit einrichten kan; weil sie allein allen befehlt, kan nicht stets der Vortheil einzelner Menschen verbunden werden. Einige müssen Gebräuche, Gewohnheiten, Gerechtsame, ja Theile ihres Vermögens aufopfern, damit die meisten glücklicher werden. Einige müssen sich bloß Abänderungen Vertauschungen, und Entschädigungen gefallen lassen. In beiden Fällen ist die Willigkeit Pflicht.

Pflicht. Und obgleich in dem ersten Falle die Ausübung der Pflicht schwerer ist; so hört sie deswegen nicht auf, Pflicht zu sein. Denn es gibt auch schwere Pflichten. 1. Pet. 2, 13. Sir. 32. 18.

Кочово.



S. XX.

Von dem Hochmuth.

Kinder, durch nichts macht ihr euch verächtlicher als durch den Hochmuth, denn für die Jugend schikt sich der Hochmuth gar nicht.

I.

Theobald, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde bei einer Rekrutenlieferung, wie unter die Soldaten genommen. Da ihn sein Schulmeister gut unterrichtet hatte, so hatte er Lesen, Schreiben, und Rechnen gelernt, und machte sich dadurch bei seinen Officieren so beliebt, daß er schon im andern Jahre seines Dienstes Korporal wurde. Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er sich bei jeder Gelegenheit sehr gut; und richtete alles pünktlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es zum Fechten kam, so wich er niemals, sondern hielt aus, bis auf den letzten Mann. Deswegen schätzte ihn auch der General sehr hoch, und erhob ihn immer

höher, bis er am Ende gar Oberster wurde. Man las seinen Namen oft in Zeitungen, und so oft ihn der Pfarrer seines Orts las, lief er zu seinen Brüdern, und erzählte es ihnen. Und diese freueten sich darüber, daß sie einen so vornehmen Bruder hätten, redeten von ihm in allen Gesellschaften, und freueten sich auf nichts mehr, als auf den seligen Augenblick, da sie ihn wieder sehen würden, und in ihre Arme schließen könnten. Aber bei allen seinen guten Eigenschaften hatte der Oberste Theobald doch einen sehr häßlichen Fehler an sich; er war Hochmüthig. Er glaubte, es sei Niemand in der Welt so klug, und tapfer, als er, redete von nichts, als von seinen Thaten, und legte sich gemeiniglich mehr Ruhm bei, als ihm zukam, und schien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Officiere sich so gut gehalten hatten. Einst kam der Oberste Theobald mit seinen Soldaten zwei Meilen von seinem Geburtsorte in das Quartier. Kaum hatten seine zwei Brüder Nachricht davon erhalten, so liefen sie nach dem Orte hin. Sie trafen ihn eben an, als er seine Soldaten exerzieren wolte. Bist du es Bruder? feng der älteste von ihnen an, ach wie lange habe ich mich nach dir gesehnt! Gott sei gelobt, daß ich dich einmal wieder sehe! sprang auf ihn los, und wolte ihn umarmen. Aber der Oberste, der sich da
durch

durch für sehr beleidiget hielt, daß ein Mensch, der zwar auch ehrlich, und verständig war, aber keine Feder auf dem Hute hatte, ihn seinen Bruder nannte, sprang zornig zurück, und sagte: Keel bist du rasend? mich deinen Bruder zu nennen? und da ihm der jüngere Bruder antwortete: je, kennst du mich denn nicht mehr, Gotfried? weißt du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehütet, und den Bal geschlagen haben? so wurde er wütend, und drohte, daß er sie sogleich wolte arretiren lassen, wenn sie nicht sogleich fortgiengen. Da giengen die guten Brüder fort, und weinten vor Traurigkeit, daß sie Bruder Gotfried nicht mehr für seine Brüder erkennen wolte. Und alle Soldaten, die das sahen, murreten darüber, und sprachen einander ins Ohr: ist das nicht ein närrischer Mensch, der sich seiner armen Brüder schämt: das solte er ja für eine große Ehre halten, daß er sich aus so niedrigem Stande so hoch empor geschwungen hätte. Weil er nun alle andere, eben so, wie seine Brüder verachtete, so hatte ihn Niemand mehr lieb, und jedermann wünschte, daß er vom Regimente möchte entfernet werden.

Einmal hatte er den Auftrag bekommen, mit 200 Mann eine Menge Wägen, die mit Korn beladen waren, und der Arme zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es

felen aber eine Menge Kroaten aus dem
 Walde heraus, vor dem sie vorbei zogen,
 schossen viele von seinen Leuten tod, jagten
 die andern fort, und nahmen die Wägen
 weg. Darüber wurde der General böse,
 und da alle seine Soldaten sagten, daß er
 Ursache daran sei, daß die Wägen verloren
 gegangen wären, so bekam er seinen Ab-
 schied. Vielleicht hätte er unter andern
 Truppen Dienste bekommen können; weil
 aber gerade damals der Friede geschlossen
 wurde, so wolte man nirgends neue Offi-
 ciere annehmen. Er hatte nun keine Ein-
 nahme mehr. Und wenn er nicht vor Hun-
 ger sterben, oder betteln wolte, so musste er
 auf sein Dorf zurück gehen, und den Aker
 wieder bauen, wie er in der Jugend ge-
 than hatte. Da spotteten ihn alle Bauern
 aus. Ketaer suchte seine Freundschaft, und
 er suchte auch die ihrige nicht, weil er glaub-
 te, es sei für einen so vornehmen Herrn,
 wie er sich zu sein dünkte, höchst unschicklich
 mit Bauern umzugehen. So lebte er oh-
 ne Freund. Bei seinem Regimente wurde
 aber, seit dieser Zeit, das Sprüchwort ge-
 wöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle.

Salzmann.

2.

Prahler war hochmüthig, und wolte immer was besonders erzählen, damit ihn, und seine Begebenheiten die Leute bewundern solten. Einmal erzählte er, daß wie er als Soldat von dem Feinde gefangen worden, so hätte man ihn in ein Land gebracht, wo die Bienen so groß, als die Tauben wären. Wilhelm fragte ihn: ob sie denn dort auch Bienenkörbe hätten? Freilich antwortete Prahler, eben solche als unsere, und mancher Bauer hat etliche hundert solcher Stöcke an seinem Gartenzaun. Wilhelm fragte weiter: ob etwa nur zwei Bienen in einem Stöcke wären? Warum nicht gar! rief Prahler, viele tausend sind in jedwedem Stöcke. Da lachten alle Leute. Denn so viel, und so große Bienen hätten weder am Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genug. Er hatte auf einen jeden Menschen etwas zu sagen. Wer stille, und bescheiden war, den nannte er dum; wer ein fröhliches Herz hatte, den hieß er frech, und ausgelassen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mußte geizig heißen; und wer ehrbar, und ernsthaft war, den schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden
Mene

Menschen, und freute sich, wo er etwas
 Verachten, oder daran zu tadeln finden kon-
 te. Aber ein jeder gieng auch weg, wo
 Kleinmacher hinkam, und er wurde von
 allen Leuten verachtet. Prahle nicht, und
 verkleinere nicht. Nenne alles bei dem rech-
 ten Namen. Trif das Maß in allen Din-
 gen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit,
 oder als Herrschaft, oder als Lehrer deine
 Unterthanen, Geminde, und Zuhörer bessern
 solst, und auf Ordnung recht halten must,
 lieber auf das Gute, als auf die Fehler
 deiner Nebenmenschen. Spr. 17. 28. Math.
 7. 1.

Kochow.

3.

Der junge Kleon war wirklich nicht un-
 geschickt. Er besaß alle die Kenntnisse,
 und Fertigkeiten, die man von einem Kna-
 ben von seinem Alter erwarten konnte. Er
 war ziemlich weit in der lateinischen, und
 Französischen Sprache gekommen, hatte viele
 Kenntnisse von den Merkwürdigkeiten, die die
 Natur hervorbringt, von der Beschaffenheit
 fremder Länder, von der alten Geschichte,
 und spielte das Klavier ziemlich fertig. Die-
 ses

ses alles aber half ihm nichts, weil er dabei hochmüthig war, und durch seinen Hochmuth sich bei allen, die ihn kanten, verhasst machte. Dann er wußte, daß er geschickt sei: ließ sich aber dadurch auf die alberne Einbildung verleiten, als wenn er alles wisse, und allein klug sei. Sah er ein lateinisches oder französisches Buch, so blätterte er darin, und sagte mit einer stolzen Mine: Das habe ich lange gelesen. Wurde von gelehrten Männern gesprochen, so redete er als ein Mensch, der sie alle übersehen könnte, nannte den einen Ignoranten, den andern einen Windbeutel, den dritten einen steifen Kopf. Selten sagte er etwas zu Jemandes Lob, und wenn er Noten für das Klavier erblickte, so versicherte er insgemein, daß diese nur für Kinder gesetzt wären, und daß er schon seit einigen Jahren solche Kleinigkeiten nicht mehr spiele.

Durch diese Prahlereien brachte er es nun bald so weit, daß alle seine Freunde darüber unwillig wurden, daß er allein klug und geschickt sei, Unterdessen glaubten sie es doch von ihm. Aber dieser Glaube dauerte nicht lange. Er war einst mit einigen seiner Freunde in einer Gesellschaft, wo sich auch ein geschickter Klavierspieler befand: dieser hatte schon viel von seiner großen Geschicklichkeit sagen hören. Er war also sehr begierig, sie selbst zu sehen, und legte ihm

des

deswegen eine Sonate von einem berühmten Meister vor, mit Bitte seine Geschicklichkeit zu zeigen. Da erschrak Aleon, und wurde blaß. Weil er sich aber so vielmal gerühmt hatte, daß er auch die schweresten Stücke spielen könne, so konnte er es nicht ausschlagen. Er fieng also an zu spielen, aber ungemein schlecht. Er mußte fast zu jeder Note den Klavis suchen, grif oft fehl, und beobachtete keinen Takt. Da zischten seine Freunde einander in die Ohren, lächelten und spotteten über ihn. Am Ende mußte er gar aufhören, weil sie anfingen laut zu lachen.

Sie würden es alle nicht besser gemacht haben. Dieses wurde ihnen aber gar nicht übel genommen, weil sie sich niemals für geschickte Klavierspieler ausgegeben hatten.

Salzmann.

Von der Sanftmuth.

Kinder seid sanftmüthig, denn alle Menschen lieben den Sanftmüthigen.

I.

Karl und Fritz saßen in der Laube vor dem Hause, und wanden einen Kranz zum Geburtstage ihres Vaters. Es fehlten noch Blumen, und Karl gieng in den Garten, noch einige zu pflücken. In der Eile aber vergaß er beim Herausgehen die Gartenthüre wieder zuzumachen. Die Folgen dieser Nachlässigkeit waren für den armen Fritz sehr traurig.

Als er eine Stunde nachher in den Garten kam, fand er auf seinem kleinen Bete, das er selbst umgearaben, und bestellt hatte, eine Menge geschäftiger Hüner versammelt, welche sehr emsig die Erbsen, die erst vor kurzem geleyet waren, aus dem lockern Erdreiche hervor krazten. Alle seine süßen Hoffnungen einer reichen Ernde waren nun auf einmal verschwunden, traurig stand

EE

er einige Augenblicke da, und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Ist kam Karl. Fritz zeigte nicht den geringsten Unwillen gegen ihn, sondern klagte ihm nur seine Noth in den rührendsten Ausdrücken und bat ihn, in Zukunft bedachtsamer zu sein.

Karl wurde durch die Sanftmuth seines Bruders im Innersten seiner Seele bewegt, gieng sogleich aus, und kaufte für sein Taschengeld die Zukererböden, die er bekommen konnte, stand am folgenden Morgen sehr früh auf, bestellte seines Bruders Bet von neuem, und faßte während der Arbeit den festen Vorsatz, die Zufriedenheit eines so guten, sanftmüthigen Bruders, nie wieder zu stören.

20

Hans wurde im Anfang, als er Amtmann geworden, und auf Ordnung und Recht im Dorfe zu halten anfing, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: ihr Leute, warum scheltet ihr mich? Ich suche ja euer aller Bestes. Ohne Ordnung kan kein Dorf glük.

glücklich sein. Mit der Zeit werdet ihr das
besser einsehen, und mir danken.

Spr. Sal. 16. 32. Der seines Muths
Herr ist, ist grösser, als der Städte ge-
wint. Vergeltet nicht Böses mit Bösen,
sondern traget es sanftmüthig; wenn ihr
um etwas Gutes willen leidet, so werdet
ihr euren sanftmüthigen Heilande Jesu
ähnlich.

Kochow.

Johannes war ein leichtsinniger Knabe,
der sehr oft seiner jüngern Schwester
Mienchen, durch muthwillige Neckereien be-
schwerlich wurde. Mienchen aber blieb da-
bei immer gelassen, und bat ihn im sanftes-
ten Tone, ihr doch liebevoller und brüderli-
cher zu begegnen. Dieses gefiel nun dem
Vater außerordentlich wol, und er sagte
ihr oft: So lange du mein liebes Kind
diese Sanftmuth zu erhalten suchst, wirst
du immer ein ruhiges, und vergnügtes Le-
ben führen, und selbst Menschen, die feind-
seitig gegen dich gesint sind, zu deinen Freun-
den machen. Du hingegen Johannes,
wirst bald der Zerstörer deiner eigenen Ruhe
werden, wenn du fortfährst die Ruhe ande-
rer zu stören.

Die

Die Kinder wurden bald durch ihre eigene Erfahrung, von der Wahrheit dieser väterlichen Ermahnungen überzeugt. Wienchen war von allen geliebt, die sie kanten, weil sie sich gewöhnt hatte, kleine Unannehmlichkeiten, ja selbst Beleidigungen, mit sanftmüthiger Gelassenheit zu ertragen. Johannes hingegen wurde in mancherlei Verdrißlichkeiten verwickelt, und machte sich viele Feinde, weil er sich gegen seine übrigen Gefährten eben so betrug, wie er sich gegen Wienchen zu betragen pflegte.



ist es, was ich gelernet habe, nemlich alle unangenehme Schicksale mit Gedult ertragen.

Tessin.

Eine gefährliche Augenkrankheit wüthete den guten Jüngling Edmund, eine Zeitlang auf der Bahn zu den Wissenschaften still zu stehen. Auf Anrathen des Arztes musste er sich zuerst von seinen Büchern, und endlich, da seine Augen immer schlimmer wurden, auch vom Tageslichte trennen. In einem dunkeln Zimmer lebte er in trauriger Abgeschlossenheit von den Wissenschaften, und der Natur, vormals den Hauptquellen seiner Freuden. Er kannte keinen Wechsel der Tageszeiten mehr, Ihm blühte kein Frühling, lachte keine Morgenröthe, leuchtete kein Stern im Himmel, dichte Finsterniß umgab ihn.

Zu seinem großen Glücke ertrug er seinen unaussprechlich traurigen Zustand mit Gedult; hiedurch wurde das Mitleiden seiner Freunde gegen ihn vermehrt. Sie verließen ihn fast niemals, erzählten ihm aus unterhaltenden Schriften, sprachen ihm Trost zu, wenn der Schmerz zu heftig wurde, warn-

warnten ihn, so oft er sich durch Reibung der Augen Linderung verschaffen wolte, und baten ihn mit freundschaftlicher Wärme, den Vorschriften des Arztes, auf das gewissenhafteste nachzulieben. Er folgte, und genas.

Sein Arzt sagte ihm nachher oft: Nicht mir, sondern der Gedult und je ihre Rettung schuldig. Ohne sie würden sie ihre Augen öfter durch Reiben erhitzen, oder sich den Genuß schädlicher Speisen erlauben haben. Und was würde hievon die Folge gewesen sein? Fragte der Jüngling. Lebense lange Blindheit, antwortete der Arzt.

Es war ein schöner lichter Frühlingmorgen, und der zehnjährige kleine Gustav gieng seinem Vater zur Seite im Busche, um die Jagdlust mit ihm zu theilen. Dickstig trabte er mit seiner kleinen Stunte daher, und dünkte sich im Geiste ein vollkommener Jäger zu sein. Wie dauerte ihm der Weg zum Gehölze so lang! Ehe sie noch herankamen, flogen zwei zwitschernde Schwalben über ihren Köpfen dahin. Ist, Vater!



ter! rief der Kleine begierig, spannte den Han, und wolte abdrücken. Nein sagte der Vater, ist nicht mein Sohn. Indem ließ sich eine Lerche aus den Wolken herab nieder. Ist, Vater! schrie der Kleine begierig. Ist noch nicht, mein Sohn, war die Antwort wieder.

Der kleine Jäger war schon ungeduldig. Darauf kam ein Storch, und erfüllte mit mächtigem Geflapper die Luft. — Nun doch lieber Vater? rief er mit Ungehum. Auch ist noch nicht, war abermals die Antwort. Da ward des Knabens Ungedult grösser, als sein Gehorsam. Warum hast du mich denn mitgenommen Vater, wenn du heute nicht schiessen willst? sagte er mit Unmuth. Und warum verwehrest du mir das Schiessen.

Der Vater. Damit du deine Begierde mässigen lernst. Mit dieser Hitze hättest du doch nichts erzielet.

Gustav. Wenn das ist, Vater: so gereuet mich das Warten nicht. Sieh, ich bin schon gelassen — und gern lasse ich noch einen vorbei; aber wenn denn wieder eine Schwalbe kömmt; sol ich?

Der Vater. Nein.

Gustav. Aber eine Lerche?

Der Vater. Nein.

Gustav. Aber einen Storch, Vater?

Der

Der Vater. Auch den nicht.

Gustav. Aber warum denn nicht, lieber Vater?

Der Vater. Hat dir eine Schwalbe etwas gethan?

Gustav. Nein Vater.

Der Vater. Eine Lerche?

Gustav. Niemals.

Der Vater. Ein Storch?

Gustav. Mir nicht.

Der Vater. Nun sieh mein Sohn, andern Leuten eben so wenig als dir.

Gustav. Aber darf man denn keine Thiere töden, als die, die einem zu nahe kommen?

Der Vater. O ja; Thiere, deren Fleisch essbar ist, sind uns zu töden nicht verboten. Sind uns diese Thiere noch dazu schädlich, so ist es uns völlig erlaubt, sie aus dem Wege zu schaffen, weil uns ihr Tod vor Schaden bewahrt. Aber, daß weder die Lerche, noch der Storch, noch die Schwalbe schädlich sind, sagtest du selbst; und wann hast du gehört, daß das Fleisch der beiden letztern geessen würde? Man müste sie also aus blosser Lust zu töden umbringen, und wäre das nicht Grausamkeit? Das Fleisch der Lerche wird zwar geessen; aber was könnte uns ein einziger so kleiner Braten sonderlich nützen? Ein Mundvol — dan wäre er schon verzehret. Sie darum zu

töden, hiesse also aus Mordlust Blut vers
giessen; und das sol von meinem Gustav
nie gesagt werden.

Gustav. Das hätte ich nicht bedacht,
— Sol ich meine Flinte nun losschleffen?

Der Vater. Warte nur noch, Lieber!
du könntest sie noch brauchen. — — Gesagt,
geschehen! mit einemal flog ein Volt Reb-
hüner auf; nun schieß, rief der Vater,
und triff! Gustav zielte, und traf. Froh
setzte er seine Beute in die Jagdrasche, und
wanderte fort mit seinem Vater, der im
Gehen dem aufmerksamen Sohne vieles von
der Natur und Nützbarkeit der Pflanzen
und Thiere erzählte.

Baroline Rudolphi.



§. XXIII.

Von der Ungedult.

Kinder, seid in widrigen Zufällen nicht ungedultig, denn durch Ungedule vergrößert ihr das Uebel, und schadet euch selbst.

I.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlage in der Haut. Ein verständiger Prediger, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und sich vor Verkältung zu hüten, und das empfindliche des Ausschlagens, wodurch die Krankheit gehoben würde, gedultig zu ertragen, ohne es durch Kratzen, und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben. Wunden dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungedultiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben. Spr.

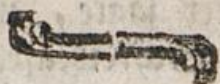
Gal. 16. 32. Ein Gedultiger ist besser, denn ein Starcker. Einige Krankheiten sind blos empfindlich, und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie gedultig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

2.

Der kleine Maximilian hatte das Unglück, daß er bei einem Spiele fiel, und das Bein zerbrach. Sein Vater, der ihn sehr liebte, erschrak darüber sehr, und schickte sogleich um einen geschickten Wundarzt, der ihn zwar verband, aber ihm auch zugleich anzeigte, daß er wenigstens vier Wochen ganz ruhig liegen müsse, damit das Bein immer in gerader Lage bliebe, und die Wunde wieder verwüchse. Diese gute Lehre befolgte aber Maximilian nur ein Par Tage, dan wurde er ungedultig, warf sich im Bette umher, und stieß sogar unfreundliche Reden gegen diejenigen aus, die um ihn waren, und ihm seinen Zustand zu erleichtern suchten. Da nun die Zeit herbei kam, daß der Wundarzt glaubte, daß das Bein müsse geheilet sein, war es krumm gewachsen. Darüber entstand nun im ganzen Hause eine Wehklage, aber Nie-

Niemand war mehr im Stande das Bein wieder gerade zu machen. Das Bein blieb krum, und Maximilian mußte das krumme Bein mit in sein Grab nehmen. Wann man ihn nun, da er ein Mann war, fragte: wie kamen Sie denn zu dem krummen Beine? so pflegte er zu antworten, es ist eine Folge meiner Ungedult.

Salzmann.



Von der Zufriedenheit.

Kinder, seid mit jeder Einrichtung der Natur, und mit eurem Schicksale zufrieden, bedenket, daß Gott dieses alles so, und nicht anders haben wil.

I.

Nach wens doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann vom Schne gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats.

Der Winter vergieng, es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbete, auf welchem Niazinten, Kurikeln, und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz auffer sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings ,
sagte sein Vater , und wird wieder ver-
gehen.

Ach ! antwortete Ernst , wens doch
immer Frühling wäre !

Schreibe diesen Wunsch in meine
Schreibtafel , sagte der Vater , und er
thats.

Der Frühling vergieng , es kam der
Sommer.

Ernst gieng mit seinen Eltern , und
einigen Gespielen an einem schönen warmen
Tage nach dem nächsten Dorfe , und sie
blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund um sie her , sahen sie grüne
Saten , und Wiesen mit tausendfältigen
Blumen geziert , und Auen , auf welchen
junge Lämmer tanzten , und muthwillige
junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie assen Kirschen , und anderes
Sommerobst , und liessen sichs den ganzen
Tag recht wol sein.

Nicht wahr , fragte der Vater beim
zurückgehen , der Sommer hat doch auch
seine Freuden ?

O , antwortete Ernst , ich wolte , daß
es immer Sommer wäre !

Er mußte auch dieses in die Schreib-
tafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft, und heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, auf den Mistbeten sahe man wolschmekende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wolte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Woltest du das wirklich! fragte sein Vater.

Wirklich! war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibrtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch.

Ich wolte, daß es immer Winter wäre! und nun lies einmal hier auf dieser Seite, was steht denn da?

Ich wolte, daß es immer Frühling wäre! und was auf dieser Seite hier?

Ich wolte, daß es immer Sommer wäre!

Kenst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschest du ist eben?

Ich wünsche, daß es immer Herbst sein möchte.

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbst, daß es Herbst sein möchte.

Denke einmal nach, was folgt wol daraus. Daß alle Jahreszeiten gut sind.

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe grosse Gott viel besser weiß, als wir armen Schelmen von Menschen, was er auf dieser Welt machen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehungen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben: Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren, und Schneemänner machen zu können: und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen! Wol uns, daß es nicht
auf

auf uns ankömmt, wie es in der Welt seitz
sol: wie bald würden wir sie verschlimmern,
wenn wir könnten.

Kampe.

2.

Nach, warum ist es doch so brennend heiß!
sagte Mariane zu ihrer Mutter, und
trocknete den Schweiß von der triefenden
Stirn und von glühenden Wangen. — (Es
war einer der heißesten Erndtage) Fast
kan ich nicht mehr athmen. —

Warum es so heiß ist, mein Kind,
kan ich dir in einigen Wochen besser sa-
gen, als izt, sprach die Mutter; izt wil
ich dich blos erinnern, daß es Gott ist, der
es so heiß werden läßt, und daß dieser au-
rige Vater nichts thut, oder geschehen läßt,
das uns nicht gut wäre.

Mariane schwieg, und glaubte ihrer
Mutter, von der sie immer die Wahrheit
gehört. Auch bemühte sie sich die Be-
schwerden der Hitze, die noch eine Zeitlang
anhielt, mit vieler Gedult zu ertragen. Der
Monat August floh dahin, und mit ihm
die Hitze. Die kühlen Lüfte des Septem-
bers, und der mildere Sonnenschein lokte
Marianen täglich in den Garten. Das
Obst war nun reif, und man began auch
hier die Erndte. Mariane bewunderte die
rei.

reizende Pracht der Äpfel, Birnen, und Pfirschen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks gieng nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer.

Ach! Mutter, wie herliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er sein! Wie lieb muß er uns haben!

Ja, mein Kind, aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit mir gezürnt, als er sie uns geben wolte. Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungedulstig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe, und herlichen Geschmak. Gewöhne dich, mein Kind, mit allem, was er thut, zufrieden zu sein; denn immer wirst du es, es sei früh, oder spät, erfahren, daß ers gut mit uns meinte.

Kochow.

3.

Als in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft Wilhelm mit seiner Frau, und Kindern sich sehr genau behelfen mußte; da pflegte Wilhelm durch seine Fröhlichkeit, und Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tische als Hausvater betete, wählte er immer solche Sprüche der Bibel, die ermun-

muntern, und trösten konnten. Eines von seinen Gebeten war folgendes: Herr Gott! der du mit wenigem oft viele sat machtest, und wo zwei, oder drei von deinen Kindern versammelt sind, mitten unter ihnen bist; erhöre mein Gebet! Segne uns die Speise, diese Gottesgabe, — daß sie uns gedeihe zum fromen, und arbeitsamen Leben!

Als einmal theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andere hatten doch noch weniger; dan sorgte er, daß auch die Armen Theil nähmen an seiner Mahlzeit. Sollten wir nicht leben können, sprach er zuweilen zu seiner Frau, und Kindern, wenn wir auch einmal nicht ganz sat würden? Wir wollens lieber denen gönnen, die noch gar nicht gegessen haben. Dan trugen die Kinder mit Freuden die Speise den Armen hin. — Aber Segen, und Gedeihen war in Wilhelms Hause. Luk. 12. 33. 34. 1 Timot. 6. 6. 8.

Kochow.

.S XXV.

S. XXV.
Von der Wahrheit, und Aufrichtigkeit.

Kinder, redet immer die Wahrheit, und haltet das Versprechen, das ihr jemanden gemacht habt.

I.

Wilhelm, und Hanchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freiheit erworben) Eine ganze Zeit spielten sie so schön, und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen. Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein Pfirsichbaum war, der zum erstenmale trug, Aber desto schönere Früchte. Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren: sie wolte sie dem Vater, der verreist war, aufheben, bis er wieder käme. Weil sie den Kindern einmal ver-



boten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen, und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie dießmal der Pfirsiche wegen nichts.

Als die Kleinen genug gespielt, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber. Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Hanchen die andere, die sie auch verzehrte. Als sie damit fertig waren, fiels Hanchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr vorher nicht gezeigt.

Ach lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsere gute Mutter unwillig auf uns werden, was wollen wir machen?

W i l h e l m.

I, sie weiß es ja nicht.

H a n c h e n.

Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm! du weißt ja, daß sie uns auch grose Fehler leichter vergibt, wenn wir nur aufrichtig sind, und sie gestehen.

W i l h

W i l h e l m

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

S a n c h e n.

Und wenn sie uns nun straft, so thue sie es ja aus Liebe, und werdens dan künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten, oder befohlen.

W i l h e l m.

Du hast recht, liebes Sanchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kan ich sie gar nicht sehen.

S a n c h e n.

Ich auch nicht lieber Wilhelm's, aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie es erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschwiegen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müssen wir nicht roth werden, wenn sie uns lieblosset, uns ihre lieben Kinder heist, und wirs nicht mehr verdienen?

W i l h e l m s

Ach, Hanchen! ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Kom, wir wollen hin gehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen. Sie umfaßten sich beide, und giengen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hanchen, wir sind ungehorsam gewesen; strafe uns nur, wie wirs verdienen. Aber sei uns nur nicht böse, und tränke dich nicht; wir hatten dein Gebot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu sein.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sei in den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräche; so sagte er davon seine anfrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte, und verkleinerte nicht, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm

ihm daher ein jeder, und sein blosses Ja, und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung, und das Vertrauen aller Leute erwarb. Ein jeglicher meide die Lügen, und rede die Wahrheit. Weil man sich nach Wahrheit richten, und sich darauf verlassen kan, dess wegen ist die Wahrheit so köstlich. Spr. 12. 19.

Kochow.

2.

Es war ein angenehmer Frühlingstag; und Karl, und Lieschen solten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag. Indessen der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtiger Weise mit seinem Stöcke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf. Sie hatte es noch in der Hand, indem der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte. — Mir die Blume abzureißen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faste, sei doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureißen: so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder, und schwieg. Da konnte Karl sich länger nicht halten; er trat vor den Vater hin, mit Thränen in den Augen, und sprach: Nichte Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben, und Lieschen mit dir gehen.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder, und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz entzückt war, nahm sie

Sie beide in seine Arme, küßte sie, und sprach:
 ihr seid beide meine lieben Kinder, und solt
 beide mit mir gehen. Die Blume würde
 mir lange nicht so viel Freude gemacht ha-
 ben, als mir die Hofnung macht, daß ihr
 euch immer lieben, und beide zu guten Men-
 schen aufwachsen werdet. Da hüpfen sie
 an seiner Seite beide vergnügt zum
 Garten.



§. XXVI.

V o n d e m L ü g e n .

Meine Kinder gewöhnt euch niemals das Lügen, oder Verstellen an, ihr verliert durch das Lügen alle Hochachtung, alles Vertrauen.

I.

Ludwig ein Betrüger Knabe, freute sich auf eine boshafte Art, wenn er andern ein Schrecken einjagen konnte. Er stellte sich daher oft, als ob er einen Schaden genommen, fieng ein heftiges Geschrei an, und wenn das Gefinde zulief, war es nicht nur wenig, oder nichts, sondern er lachte sie wol gar aus. So lief er zum Beispiel mit Ungestüm die Treppe hinunter, und suchte das Gepolter eines schweren Falles nachzuahmen: ein andermal schlug er auf den Tisch, sprüzte sich eine Kirsche in das Gesicht, daß es blutend zu sein schien, und schrie, daß man glauben sollte, er habe sich ein Loch in Kopf gestossen. Nachdem er die Leute im Hause oft getäuscht hatte, hörte man

man gar nicht mehr auf ihn. Einst stieg er auf eine Leiter, die auf dem Sale stand: es brach eine Sprosse, er stürzte herunter, und brach den linken Fuß. Er schrie aus vollem Halse: aber man ließ ihn liegen, undehrte sich nicht an sein Schreien. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht seiner halben, sondern anderer Geschäfte wegen über den Sal gieng, und sah nun wol, daß es kein Scherz war. Man lief nach den Barbier. Indessen aber, da man ihm nicht zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, war der Fuß äusserst verschollen; und wurde bei den verdoppelten Schmerzen, die er nun leiden mußte, so übel wieder eingerichtet, daß er Zeitlebens lahm blieb.

2.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte

cher

Merte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufschat, da war von den gegessenen Kirschen Mund, und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen:

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Eltern, Richter und Obrigkeiten befragen, der lüget. Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, bestraft. Ein junger Lügner, ein alter Dieb. Gott läßt es den Lügnern nicht wol gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5. 7. Sir. 20. 26 — 28.

Kochow.

3.

Martin hatte sich einigemal eine boshafte Freude daraus gemacht, die Nachbarn anzuführen, indem er auf der Strasse auf einmal ein klägliches Geschrei erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht was für ein Leid geschähe. Wenn dan die Nachbarn ihm zu Hülfe kamen, so lachte er sie aus, daß sie sich von ihm hätten anführen lassen. Einmal, da er wieder auf der Strasse spielte, kam auf einmal ein toller Hund auf ihn zu
ge

gelaufen. Martin, der weder fliehen, noch
 sich vertheidigen konnte, fieng an aus Lei-
 bekräften zu schreien: Hülf! Hülf! die
 Nachbarn hörten es, aber sie dachten, daß
 er sie wieder anführen wolte, und kamen
 ihm nicht zu Hülf. Da fiel der tolle
 Hund über ihn her, und biß ihn tod. Das
 hatte er also von seinem Lügen.

Rampe.



S. XXVII.

Von der Verschwiegenheit.

Kinder, seid verschwiegen, das ist, saget dasjenige nicht wieder andern, was man euch im Geheim anvertraut.

I.

Ein Kind (die Leute sagen, es wäre ein Mädchen gewesen) befand sich an einem Tage in einer Gesellschaft, wo man von allerhand Dingen sprach. Die Leute, die sich mit einander unterredeten, gaben gar nicht auf das Kind Achtung, weil sie nicht einmal glaubten, daß es alles höre, indem es that, als gebe es nicht Achtung auf die Reden. Nachdem es wieder nach Hause gekommen war, fragten es seine Schwestern: ob es sich die Zeit gut vertrieben hätte, und wer da gewesen wäre? Es waren viele vornehme Leute zugegen sagte es, aber ich kan sie nicht alle nennen. Ueber dieses wurde das Kind gefragt, ob es mit allen diesen Leuten gesprochen hätte? Das würde sich für mich nicht geschickt haben, versetzte es; man hat mich nicht angeredet, und

Und hiernächst hatte die Gesellschaft so viel unter sich zu reden, daß man für diesesmal fast gar nicht an mich dachte.

So erzähle uns doch zum wenigsten, erwiderten die übrigen Kinder, was du gehört hast; alles, was ich gehört habe, antwortete es, geht weder mich noch euch etwas an, und daher wird es besser sein, wenn ich schweige. Du bist ziemlich verschwiegen, versetzten die Schwestern dagegen, und wir tadeln dich deswegen keinesweges.

Der Vater dieser Kinder, der sie so mit einander hatte reden hören, kam darüber in die Stube. Er bezeigte einen großen Gefallen über das Verfahren des kleinen Mädchens, indem er sagte: Die Verschwiegenheit wäre für jeden, und besonders für Mädchen eine unumgängliche notwendige Tugend.

Goldner Spiegel.

2.

Die römischen Rathsherrn pflegten zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorkam, welches nicht alle Leute wissen sollten,

so

So waren alle schuldig es geheim zu halten.
 Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söh-
 ne mit in diese Versammlung zu nehmen,
 damit sie recht frühe mit den Angelegenhei-
 ten des Vaterlandes bekannt würden, dassel-
 be lieb gewinnen, und mit desto grösserm
 Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden. So
 pflegte oft ein junger Mensch, Namens Pa-
 pirus, mit seinem Vater diesen Rathsver-
 samlungen beizuwohnen. Einst, da er aus
 einer solchen Versammlung zu Hause kam,
 verlangte seine Mutter von ihm zu wissen,
 was an dem Tage in dem Rathe vorgesal-
 len sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn,
 ich wolte euch gern alles erzählen, aber es
 ist mir verboten worden. Die Mutter wol-
 te diese Entschuldigung nicht gelten lassen,
 sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr
 nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch,
 der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu
 helfen wusste, fiel endlich auf den Gedanken,
 die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen,
 ohne gleichwol die Pflicht der Verschwie-
 genheit zu brechen. Er antwortete ihr also:
 Man hätte sich heute darüber berathschlaget,
 ob es nicht gut sei, daß ein jeder Mann
 hat einer zwei Frauen habe? Kaum hatte
 die thörichte Frau dieses gehört, als sie wie
 wahnfinnig, zu allen ihren Freundinnen
 lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte.
 Diese wurden eben so sehr darüber aufge-
 bracht.

bracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müste seinen Fehler nur gestehen, er habe das, worüber sich die Weiber beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Mergierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherrn gaben ihm zwar darauf einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrbietig genug begegnet war: aber seiner Klugheit, und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften; so erlaubten sie doch dem jungen Papius, zu seiner nicht geringen Ehre dieses Vorrecht, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen; und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte.

Von der Schwazhaftigkeit.

Kinder, blaudert die Geheimnisse, die man euch anvertraut, nicht aus, wenn ihr doch wollet, daß euch die Leute nicht fliehen, und verschueen.

I.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte. Erfuhr es also etwas, welches man geheim halten wolte, so brante es ihr auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde, und Bekante von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte. Das schlimmste dabei war, daß es auch alles das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten, dem Besten, wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabei großes Unrecht thun, manchem bitteren Kummer zu ziehen könne. Diese kleine Klärscherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle

alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klatschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank, und zu allerlei Unheil aus. Was Wunder, daß man anfing sie zu fliehen? zu verabscheuen? — Man that dieses durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterin mehr. Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie in Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt. Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sah ihn ein, und wolte sich davon bessern. Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sich jemals ganz davon loszumachen.

Jungfer Schnitschnat (so hieß dieses unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen, denn hundertmal fiel sie in denselben zurück; nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte ihn nie wieder zu begehen. Ist war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattin zu haben, begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klatscherin zu sein, das wußte keiner,

Müllers Erz. N weil

weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte. Sie mußte sich also entschliessen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe, und eines freundschaftlichen Umgangs verzichten zu thun. So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden.

Bampe:



S. XXIX.

Von der Reinlichkeit.

Kinder, fangt frühzeitig an, euch an die Reinlichkeit zu gewöhnen, sie erhält eure Gesundheit, und macht euch bei den Menschen beliebt.

I.

Der junge Schröter nahm das Geld, das er von seinem verstorbenen Vater erbt hatte, kaufte dafür einen Gasthof, und bewirthete darin die Fremden, die bei ihm einkehren wolten. Er kam bald in guten Ruf. Wenn die Reisenden auf der Post sich erkundigten, welches der beste Gasthof in der Stadt sei, so sagten die Postillions immer: der graue Falke (so hieß sein Gasthof.) Und alle Reisende, die einmal bei ihm waren bewirtheet worden, suchten gewiß bei ihrer nächsten Durchreise dem grauen Falken wieder auf, und kehrten daselbst wieder ein. Es kam endlich so weit, daß fast alle andere Gasthöfe in der Stadt leer wurden, die Gäste aber, die im grauen

Falken einkehrten, sich so vermehrten, daß Schröter noch ein Hinterhaus mußte bauen lassen, um sie beherbergen zu können. Darüber wurden die andern Wirthe neidisch, schalteten den Schröter, und sagten, er sei ein niederträchtiger Mann, der durch unerlaubte Mittel die Fremden an sich zu ziehen suche. Dieses hörte ein Fremder, der bei einem von ihnen übernachtet hatte, und sagte zu ihnen: Ihr thut dem guten Manne Unrecht. Seine ganze Kunst, wodurch er die Fremden an sich zieht, ist die Reinlichkeit. Es ist bei ihm alles net, und sauber. Gleich bei dem Eintritte in das Zimmer wird man dem Manne gut, wenn man die blendend weissen Vorhänge, den frischgewaschenen Boden, und die saubern Mobilien erblickt. Auch die magerste Malzeit reizt zum Appetite, wenn man das reinliche Tischzeug, und Geschir sieht, in dem alles aufgetragen wird. Die blinkende Gläser empfehlen den Wein, der in ihnen perlet. Und man bezahlt gern einige Groschen mehr, als in andern Gasthöfen, weil man hier alles mit Appetit genießen kan. Reinlichkeit empfiehlt den Menschen, den Gasthof, die Speise, und den Trank. Auch das Mittelmässige wird hochgeschätzt, wenn es nur reinlich ist.

Salzmann.

2.

Herr Frischmuth besuchte seinen Freund, der an heftigem Kopf- und Zahnschmerze darnieder lag, und an verschiedenen Theilen des Leibes einen sehr ekelhaften Ausschlag hatte.

D, sagte der Kranke, als Frischmuth in sein Zimmer trat, erbarmen Sie sich meiner, und entdecken Sie mir die Arznei, womit Sie sich stets so gesund erhalten!

Meine Arznei, antwortete dieser, quillt in dem Brunnen, der vor meiner Thüre ist. Mit dem kalten Wasser desselben spüle ich meine Zähne aus, wasche meinen Kopf, Augen, Ohren, und alles, was einer Reinigung bedarf, und so wasche ich fast allen Schmerz weg, der andere plagt, die das frische Wasser scheuen.

Salzmann,

Von der Unreinlichkeit.

Kinder, meidet die Unreinlichkeit, sie ist eurer Gesundheit schädlich, und macht euch bei den Leuten verächtlich.

I.

Hans war ein trefflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern, und Lehrern. Nur einen Fehler hatte er an sich, und er bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung sehr unordentlich war. Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieser Tadel that ihm so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer in denselben Fehler zurück fiel. Dafür mußte er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen. Sein Vater hatte nämlich ihm, und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise vom Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen. Auf einmal hieß es: der Wind sei günstig, und
das

das Schiff zum Absegeln sei bereit. Wie frohlokte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken! Alle waren ize bereit; aber wie erschrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den läderlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm stand! Die Strümpfe hienach ihm bis an die Schuhe herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte besmuzt, und an dem Roke fehlte die Hälfte der Knöpfe. Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unmordentlichen Knaben gleichfalls sehr unmordentlich sein müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne litte: und dieser böse Namen wurde ihm großen Schaden zugezogen haben. Nur hatte zwar Hans noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weise war dieses beim Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte. Was geschah also? Die Brüder, deren Wäsche, und Kleidung rein, und unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter allen am meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben. Man sagte, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung, und Reinlichkeit zu bestreiffen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich

gethan, sondern sie so gar noch übertroffen habe.

Kampe.

2.

Niklas hatte Eltern, die ihm sehr gute Lehren gaben, sie waren aber beide in so viele Geschäfte verwickelt, daß sie nicht immer nachsehen konnten, wie sie von ihm befolgt würden. Nun war Niklas so einfältig, daß er glaubte, er müsse die Lehren seiner Eltern nicht um sein Selbstwillen, sondern aus Gefälligkeit gegen sie befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er nur in ihrer Gegenwart folgsam wäre. Deswegen that er immer das Gegentheil von dem, was ihm die Eltern gesagt hatten, sobald er merkte, daß sie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihm zum Beispiel gesagt, er müsse sich, und seine Kleidung reinlich halten. Er that aber keines von beiden. In der Morgenstunde schlich er träumend umher, und scheuete die kleine Mühe, sich zu waschen, und seinen Mund zu reinigen. Ein weißes Hemde zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde.

wurde, und seine Kleidung vergaß er immer auf dem Orte aufzuhängen, den ihm seine Mutter hiezu bestimmt hatte. Dieses hatte für ihn sehr unangenehme Folgen. Sein Mund, und seine Zähne bekamen einen sehr unangenehmen Geruch, der jedem ekelhaft war, dem er nahe kam. In seinen Naren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abscheuliches Ansehen gab. Der scharfe Schweiß, den er äußerst selten von der Haut wusch, fraß dieselbe an, und machte, daß er beständig mit Ausschlag behaftet war. Der ganze Mensch wurde am Ende stinkend, bekam eine ungesunde gelbe Farbe, so das jedermann seinen Umgang floh.

Salzmann.

3.

Balhafars Frau sollte aus dem Milchwe-
 sen den größten Theil des Vortheils an-
 schaffen, der bei seiner Pachtung zu haben
 war; und man konnte ihr auch eben nicht
 vorwerfen, daß sie etwas davon verschwen-
 dete; denn auf ihrem eigenen Tische war
 nichts seltener, als Milch, Butter, und
 Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen,
 und die Kunden, welche der verstorbenen
 Päch-

Pächterin alles reißend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursache? Keine andere, als daß Bathasars Fran äusserst unreinlich einhergieng, auch eben dieses an ihren Mädchen, und Kindern litte. Und wer in ihre Milchstube kam, der verlor vollends allen Appetit zu ihren Waren. Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit. Denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr offt auch Armuth. Spr. Sal. 31. 25. 27.

Kochow.



S. XXXI.

Von der Sparsamkeit.

Kinder, lernet frühzeitig zu sparen, denn wenn einmal die Noth da ist, so ist es zu spät sparsam zu sein.

I.

Zwei von den Einwohnern eines in der Erde durch den Blitz eingäscherten Dorfs wurden von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beistener zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wolhabenden Edelmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knecht ernstlich verwies, daß er die Strike, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockene gebracht habe. O weh! der Mann ist genau, sprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben! Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indessen er mit ihnen in sein Haus

Haus gieng, erzählten sie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Geld gab, und noch versprach: eben so viel an Sackorn der verunglückten Gemeinde zu schenken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sei, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten. Liebe Freunde, war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig sein zu können.

Kochow.

2.

Als einst bei nasser Witterung das Getraide schlecht gerathen war, und der Scheffel Roggen drei Thaler galt, da rechnete Georg aus, daß er sonst gewöhnlich sechzig Scheffel Roggen zu Brod gebraucht hätte. Er fieng also gleich nach der Ernde zu sparen an, und kaufte drei Wispel Erdäpfeln, für

für sechzehn Thaler den Wispel, das waren
 acht und vierzig Thaler. Und nun ver-
 kaufte er dreissig Scheffel Roggen für neun-
 zig Thaler, weil er, stat des mehrern Brods,
 nun Erdäpfel speisete; und gewan auf die
 Weise bei der theuren Zeit, da fast ein je-
 der verlor, zwei und vierzig Thaler. Den-
 ke in Zeiten daran, wie du dich einrichten
 willst, denn wenn die Noth einbricht, so
 ist's zu spät.

Kochow.

3.

Wilhelm hatte die Gewohnheit von einem
 Jahre, zum andern, sein Brod- und
 Futterkorn vorräthig zu halten. Und we-
 gen des übrigen nahm er alle Getraidpreise
 mit. Wenn er denn nach sechs Jahren
 zusammenrechnete; so hatte er doch im
 Durchschnitte mehr eingenommen, als an-
 dere, die oft auf Theurung warteten, und
 die gute Gelegenheit zum Verkauf versäum-
 ten. Er pflegte zu sagen: Wer Korn zu
 verkaufen hat, wünsche Theurung: und
 wer es kaufen wil, wünsche, daß es wol-
 feil sei. Warum sol des ersten Wunsch
 ab

allein erhöret werden? Gott, der alle Geschöpfe nährt, gibt das Korn auch für die, die kein Korn säen, noch ernden. Wer Korn inhält (das ist, dadurch Theuerung verursacht) dem fluchen die Leute. Spr. II. 26.

Kochow.



§. XXXII.

§. XXXII.

Von der Verschwendung.

Kinder, verschwendet euer Geld nicht um-
 sonst, denn die Verschwender kom-
 men selten mehr zu Geld, und müs-
 sen gemeiniglich ihr Leben in Kum-
 mer, Verachtung, und Dürftigkeit
 beschliessen.

I.

Runigunde hatte keine gute Erziehung ge-
 habt, denn es schmeckte ihr gar nichts
 gut, was nicht viel Geld kostete. Sie hat-
 te einen grossen Garten, in welchem eine
 Menge Küchengewächse im Ueberflusse wuch-
 sen, diese achtete sie aber nicht, und glaubte,
 sie könne nicht leben, wenn sie nicht täglich
 Braten, und Gebakenes auf dem Tische
 hätte. In dem Strome, der an ihrer
 Stadt hinfloß, gab es viele Hechte, und
 andere Fische, die man um einen sehr wol-
 feilen Preis haben konnte, diese wolten ihr
 aber nicht schmecken; sie kaufte sich dafür
 Lachs, Sardellen, Briten, Austern, und
 Wein.

Muscheln. Auch war sie immer mißvergnügt über das Bier, das man in ihrem Orte bräute, das zwar sehr gut war, davon aber die Maß nicht mehr, als sechs Pfennige kostete. Sie trank lieber ausländischen Wein, die Maß zu zwölf bis sechzehn Groschen. Auch war sie so einfältig zu glauben, es sei eine große Ehre, wenn man große Gastereien gebe, glänzendes Hausgeräthe und prächtige Kleider habe; und wendete deswegen an diese Sachen große Geldsummen. Bei dieser Lebensart befand sie sich nun gar nicht wol. Ihre Einnahme reichte nicht hin, diesen Aufwand zu bestreiten, sie mußte deswegen oft borgen. Wan denn nun die Zeit kam, daß sie bezahlen sollte, so kamen ihre Gläubiger fast täglich, und wählten sie. Sie mußte sich alsdan verstecken, und vorgeben lassen, sie wäre nicht zu Hause, und war auf diese Art in ihrem Hause nicht sicher. Wenn endlich die Gläubiger zu heftig wurden, und ihr droheten, daß sie sie verklagen wolten, so mußte sie herumgehen bei den Reichen, klagen, und winseln, daß sie ihr doch einen Vorschuß thun möchten. Da wurde sie nun oft hart angelassen, und eine läderliche unordentliche Frau geheissen. Dieses hätte sie alles nicht nöthig gehabt zu dulden, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihren Aufwand einzuschränken. Am

En.

Ende wolte ihr niemand mehr borgen. Da
 musste sie ein Kleidungsstück, ein Hausgerä-
 the nach dem andern verkaufen. Dieses
 gieng ihr gewaltig nahe. Da sie nichts
 mehr zu verkaufen hatte, so nahmen ihr
 die Schuldherren sogar das Haus weg.
 Nun musste sie in ein kleines Hütchen zie-
 hen, mit schlechter Kost vorlieb nehmen,
 und die alten Kleidungsstücke anziehen, die
 andere abgelegt hatten. Darüber weinte sie
 nun Tag, und Nacht, und pflegte zu sagen:
 bin ich nicht eine unglückliche Thorin! Wie
 bequem könnte ich izt leben, wie gut speisen,
 und was für ein schönes Haus und für
 gute Kleidung könnte ich haben, wenn ich
 gelernt hätte, meinen Aufwand einzuschrän-
 ken. Ach wenn ich nur einmal wieder zu
 Gelde kommen sollte, da wolte ich gewiß
 besser damit wirthschaften. Sie kam aber
 nie wieder zu Gelde, sondern musste in Kum-
 mer Verachtung und Dürftigkeit ihr Leben
 beschließen.

Salzmann.

Als einmal im März die Sonne warm schien, Veilchen blühten, und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schenst. Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und ist ist schon genug da, daß die Schafe leben können. So gleich gieng er in den Schaffstall, und hieb die Stangen entzwei, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stal fiel. Als die Schafe nach Hause kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das beste heraus, und das andere, welches sie ordentlich, und mäßig vorgelegt, wol auch gefressen hätten, das traten sie nun unter die Füße. Aber etwan nach acht Tagen änderte sich die Witterung, es fror, und schneiete gewaltig, die Schafe mußten viele Tage zu Hause bleiben; und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungerswegen seine ganze Schäferei zu verlieren.

Kochow.

§. XXXIII.

Von dem Geitze.

Kinder seid nicht geizig ; denn der Geizige
 ist der größte Thor auf der
 Welt.

I.

Der arme Melchior hatte das Unglück
 daß er unter Leuten aufwuchs, die an
 nichts, als am Gelde ihr Vergnügen fan-
 den. Wenn sie einen recht glüklichen Men-
 schen beschreiben wolten, so sagten sie, er
 hat so und viel Tausend eingunehmen. Wenn
 andern Kindern erlaubt wurde im freieren
 Felde sich Blümchen zu pflücken, und der
 Nachtigal zuzuhören, so zählten Melchior's
 Eltern ihm Geld vor, und machten ihn
 auf die Schönheit der alten Thaler, und
 Dukaten aufmerksam. Seine Sparbüch-
 se wurde wöchentlich durchzählt. Man lob-
 te ihn, wenn er recht viel ersparet, und
 machte ihm die bittersten Bzwürfe, wenn
 er etwas zu seinem Vergnügen, oder zu
 Erquickung eines armen Kindes ausgegeben

hatte. Der Himmel mochte noch so helle gestirnt sein, die Wiesen mochten noch so schön blühen, es rührte ihn nicht. Vielmal hätte er arme Leute erquicken können, aber weil er das Geld zu lieb hatte, so war er niemals im Stande, sich dieses Vergnügens zu machen. Der arme Melchior! wie viele Freuden mußte er entbehren! Er fand an nichts Vergnügens, als an seiner Sparbüchse. Wenn ihm nun diese einmal wäre gestohlen worden — wie kläglich würde es um ihn ausgesehen haben!

Die Folgen von diesem Irrthume waren für den armen Knaben sehr betrübt. Er brachte sich nach und nach um alle Freude, die gute Kinder zu genießen pflegen. Wenn er einen seiner Gespielen auf sein Haus los kommen sah, anstatt daß er ihm hätte entgegen laufen, und mit offenen Armen empfangen sollen, so versteckte er sich ängstlich, und ließ vorwenden, er sei ausgegangen. Denn da besorgte er schon, er müsse aus seiner Sparbüchse einen kleinen Aufwand zu seiner Bewirthung machen. Würde er von andern zu einem Spiele eingeladen, und verlor etwa ein Par Nüsse, da hätte man sehen sollen, wie er sich geberdete! wie er zankte? dadurch verlor er nach und nach alle gute Freunde. Bedenkt es, Kinder, was das für ein armer Knabe sein mußte, alle gute Freunde verlor er. Wenn er

er er eine kleine Freude hatte, so war niemand da, der sich mit ihm gefreuet hätte, und wenn er unglücklich war, so war niemand da, der ihn bedauerte. Ist's nicht wahr ihr Kinder, es ist auch eine Freude, wenn ihr an Gott denket, und ihm für seine Wohlthaten danket? Auch diese Freude konnte der arme Knabe nicht haben. Er wusste, wie unrecht es sei, daß er so vielmal arme Leute ohne Erquickung habe vor sich gehen lassen, daher traute er sich nicht, vor Gott zu treten. Auch an der schönen Natur fand er keine Freude mehr. Er bekam davon wenig zu sehen, denn er traute sich kaum einige Schritte vom Thore zu entfernen, aus Furcht, sein Geld möchte in seiner Abwesenheit entwendet werden. Und wenn er ja ausgieng — ja da hatte er die Gedanken in seiner Sparbüchse. Oft flog vor ihm der bunte Schmetterling auf — Melchior sah es nicht. Die Nachtigal schien sich Mühe zu geben, seine Aufmerksamkeit zu erregen, sie flog ihm immer näher, sie sang so schön, daß ihr Kinder vor Freude würdet geweinet haben, aber er hörte sie nicht. Er gieng über Gegenden, wo Beilchen wie Sand zu finden waren, pflückte kein einziges, und dachte immer, wenn ich doch ist einen halben Gulden fände! denn immer waren seine Gedanken bei dem Gelde, wie konnte er denn das Schöne bemer-

len, das um ihn blühet, und lebet! So viel mußte das arme Kind, den Tag über des Geizes wegen ausstehen. Die Nächte waren für ihn eben nicht vergnügter. Habt ihr nicht einmal den Schlaf eines kranken Kindes gesehen? wirklich, da habt ihr auch wol bemerkt, daß sein Gesicht verzehret ist, daß es sich ängstlich umherwirft, und mit den Händen auf der Decke kratzet? Nun so ängstlich war Melchior's Schlaf auch. Immer träumte er vom Gelde; bald wolte er Schätze heben, und bemühet sich die Steine wegzuwälzen, die darauf lagen; bald wolte es in seinem Hause brennen; bald brachen Diebe ein. Daher genoß er nie einen recht süßen Schlaf. Immer warf er sich umher, runzelte die Stirne, knirschte mit den Zähnen. Oft ächzte er in seinem Schlafe ängstlich, oder schrie wol gar auf. Doch alles dieses Elend war noch nichts, gegen das, was ihm an einem gewissen Morgen begegnet. Da sprang er aus dem Bette, ehe er noch an Gott dachte, lief er nach der Sparbüchse — das Gott erbarme! rief er einmal über das andermal, schlug die Hände über den Kopf zusammen, und brülte so laut, daß seine Eltern dadurch herbei gezogen wurden. Was gibt denn? fragten sie, aber sie konnten weiter nichts heraus bringen, als: ach! ach! meine — ach meine Spar — meine Sparbüchse!

büchse! meine Sparbüchse! die war weg,
 vermuthlich durch Diebe entwendet worden.
 Stelt euch das Elend vor, in dem sich die-
 ses Kind befinden mußte. Die kleinen sil-
 bernen Männerchen, und Kösschen, die er
 in der Sparbüchse hatte, waren Zeither
 seine einzige Gesellschaft, und Augenweide
 gewesen, um deren Willen er das Vergnü-
 gen der Gesellschaft, und der Natur ver-
 misset hatte, und die waren nun hin. Nun
 hatte er gar nichts mehr, das ihm Freude
 gemacht hätte.

Salzmann.

2.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete
 sich, es anzuwenden, auch wenn es zu
 seinem eigenen Besten gereichte. Unter an-
 dern war sein Ofen so schadhast, daß er
 neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm
 oft gesagt, daß wenn er einfiel, das Feuer
 Schaden thun könnte. — Aber Klaus feh-
 te sich nicht daran, und heizte lieber gar
 nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittere
 Kälte des strengen Winters dazu, daß er
 einheizen mußte; und als eben keiner in der
 Stube war, fiel der Ofen des Morgens

zusammen. Das Feuer ergrif den nahen
 Flachs an den Spinrädern, darauf die nicht
 weit davon stehende Lade, dan das Bett.
 Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus der
 in der Scheure war, eilte herbei, und
 wolte sein Geld retten. Indessen kamen die
 Spritzen; denn es brante schon zum Dache
 heraus, und weil keine mehr das Haus er-
 halten konte: ward es eingerissen, um we-
 nigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze
 Dorf zu retten. Da löschte man denn auch
 glücklich das Feuer; aber man vermiste Klaus
 sen. Als nun der Schut auseinander ge-
 bracht wurde, da fand sich sein Körper vor
 der verbranten Lade bei dem Gelde liegend,
 wo er vermuthlich vom Dampfe erstikt war.

Kochow.

3.

Um mit seinem geerbten Vermögen recht
 viel Geld auf einmal zu gewinnen, ließ
 sich ein gewisser Kaufmann zu gleicher Zeit
 in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte
 ein. Dazu hätte er drei, oder vier Kauf-
 mannsbedienten halten sollen, aber sein Geiz
 trieb ihn an, alles allein verrichten wollen;
 und weil er gleichwol nicht mehr, als für
 ei

einen Menschen arbeiten konnte: so mußte er manches unordentlich machen, vernachlässigen, wovon er Schaden litte. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn, und so schlechte Kost, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, ihn befehlen mußten. Selbst seinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher starb ihm eine Kuh nach der andern ab. Da wollte er sich die Hare aus dem Kopfe reißen, und prügelte ohne Ursache, Knecht, und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus wurde haufällig. Mit wenigen Kosten hätte er es wieder hergestellt können; allein auch diese reuten ihn; und am Ende fiel es gar zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben: so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen: so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und schlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch wollte ihm wieder dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er allemal dreifach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, so gar seine Kleider, um kein Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber versäumte er noch mehr seine wichtigere Geschäfte, und litte immer größern Schaden. Er selbst hatte
sich

sich nie recht sat gegessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank, und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können: aber der Arzt, und die Arznei waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bei der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses.

Kampe.



S. XXXIV.

§. XXXIV.

Von der Ehrlichkeit.

Binder last, und gebe jedem das Seinige,
 ge, bestehlet, und betrüget niemans
 den, fränket keinen Menschen an
 seinen Rechten, haltet euer Wort,
 und Versprechen, und ihr werdet
 euch dabei wol befinden.

I.

Martens war im niedersächsischen Kreise
 ohnweit Braunschweig geboren. Sei-
 ne armen Eltern starben, noch ehe er reden
 konnte, und hinterließen ihm nichts. Er
 wurde also vom Almosen erzogen; und al-
 les, was man ihm lernen ließ, bestand im
 Lesen, und Schreiben. Von seinem fünf-
 zehnten Jahre an diente er auf einem Mei-
 erhofe, wo man ihm die Führung einer
 kleinen Herde anvertraute.

Zu eben der Zeit hütete die junge
 Miete in eben der Gegend die Schafe ih-
 res Vaters, der ein wohlhabender Landmann
 war. Beide begegneten sich zuweilen mit

ih

ihren Herden, unterhielten sich mit einander, lernten einander genauer kennen, und gewannen sich vom Herzen lieb.

Höre Miete, sagte Martens eines Tages, willst du mich zum Manne haben, so wil ich um dich anhalten? Gern, antwortete das Mädchen; denn du gefällst mir, und meinst es gewiß ehrlich; und so ward beschlossen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bei ihrem Vater anhalten sollte.

Ich werde, sagte sie, zur Stadt gehen; gegen Abend kom mir entgegen, und erzähle mir, wie es abgelaufen ist.

Am folgenden Tage gieng Martens hin, zu ihrem Vater, und sagte: Ich liebe eure Tochter, und komme, euch zu bitten, sie mir zur Frau zu geben.

Und worauf, antwortete der Alte, willst du denn eine Frau nehmen? Hast du einen Bauerhof.

Nein, sagte Martens; aber ich habe ein Par gesunde Arme, und Lust zur Arbeit, soviel als einer. Ich habe mir schon zwanzig Thaler erspart, und hoffe nach, und nach so viel zu verdienen, das ich einen Bauerhof kaufen kan.

Nun

Nun so thue das, antwortete der Baster, und wenn du so viel verdient hast, so kom wieder, und solst du meine Miete haben.

Martens gieng traurig von ihm weg. Miete wurde ihn gegen Abend kaum ansichtig, als seine mißvergnügte Miene ihr schon sagte, wie die Sache abgelaufen sei.

Ach! Miete, antwortete Martens ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch so arm geboren werden? — Aber laß uns guten Muths sein; mein Herz sagt mir, daß du dennoch die Meinige werden wirst, und ich wil von nun an über Nacht arbeiten, um dich zu verdienen. Indem sie so mit einander redeten, und aufs Dorf zugiengen, wurde es almählig Nacht. Martens stieß mit dem Fusse an etwas an, welches im Wege lag, stolperte, und fiel. Da er wissen wolte, worüber er gestolpert sei, und mit den Händen darnach grief, faste er ein Kästchen, welches für seine Größe ziemlich schwer war. Er fühlte daß der Schlüssel darin steke, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend einige Haufen Quecken verbrent hatte, noch ein kleines Feuer erblickte, so gieng er mit Mieten hin, um beim Schein desselben zu sehen, was doch wol darin wäre. Was sehe ich? rief er aus, da er das Kästchen

er

eröffnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt sei. —

Dem Himmel sei Dank, sagte Mieke; da bist du nun auf einmal reich geworden. Juchhei! rief Martens, warf seinen Hut in die Luft, und tanzte auf einem Beine. Juchhei! Mieke, nun bist du meine Frau.

Und so liefen sie voller Freude dem nahen Dorfe zu.

Auf einmal stand Martens still. Mieke sagte er, mir fällt was aufs Herz! Dieses Geld sol unser Glück machen; aber gehört es denn unser? Hatt nicht jemand verlohren, und müssen wirs dem nicht wieder geben? —

Ja, bei Gott! das müssen wir; es zu behalten, wäre eben so schlimm, als wenn wirs gestohlen hätten. Der arme Mann, der es verlohrt, wie mag er sich igt hürmen! Es war vielleicht sein ganzes Vermögen: Nicht wahr, Mieke, wir müssen ihm wieder geben?

Das müssen wir, sagte Mieke, und that einen großen Seufzer.

Kom, kom, fuhr Martens fort, wir wollens dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am besten Rath wissen, wie wir erfahren können, wer das Kästchen verlohren hat.

Sie giengen hin. Herr! sagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieses Kästchen, worin ein Haufen Geld ist, habe ich gefunden. Ich liebe dieses Mädchen hier, und wenn ich das Geld behielte, so würde sie die Meinige sein. Gebe ichs zurück, so weis Gott, ob ich sie zur Frau bekommen werde. Und doch Herr Pfarrer, scheuen wir uns der Sünde, und wollens gern zurück geben; rathen Sie uns, wie wirs anfangen sollen, um den, ders verloren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn, und das junge Mädchen, und war gerührt über sein ehrliches Betragen. Kinder, sagte er, bleibe immer so from, und gut; der Himmel wird euch segnen. Wir wollen den Eigenthümer des Geldes schon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit schon belohnen. Ich selbst habe eine Kleinigkeit erspart; die wil ich hinzuthun, und dann Martens solst du deine Miete haben. Ich nehme es über mich, es bei ihrem Vater auszumachen.

Er zählte darauf das Geld, welches größtentheils in Goldstücken bestand, und fand, daß es sich auf zehntausend Thaler belief, Martens ließ es in seiner Verwahrung, und der Pfarrer machte durch die
Zei-

Zeitungen bekant, daß der Eigenthümer sich bei ihm melden möchte.

Zu eben dieser Zeit sollte ein hübscher Maierhof im Dorfe verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld, und Kredit an, daß Martens der Pächter desselben wurde. Dan brachte er es in kurzer Zeit bei Martens Vater dahin, daß er sie ihm verheirathete. Wer war nun glücklicher, als sie!

Unsere jungen Leute liebten sich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde, und Miete stand dem innern Hauswesen mit vieler Sorgfalt vor. Das setzte sie in den Stand, die Miete zur bestimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem übrigen ein zufriednes Leben zu führen.

So verstrichen zwei Jahre, und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand sich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte. Da gieng der Pfarrer zu seinem jungen Par, und sagte: Meine Kinder, genießt nun der Wolthat, welche der Himmel euch zugewand hat. Die zehntausend Thaler sind euer; denn es hat sich niemand dazu gemeldet. Braucht sie nun, wozu es euch gefällt, hier sind sie! und so zog er das Kästchen unter seinem Mantel hervor, und setzte es vor ihnen hin.

Herr

Herr Pfarrer, sagte Martens, es ist doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz, oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke also, es so anzulegen, daß nichts davon verlohren gehen kan.

Und wie das? fragte der Pfarrer.

Der Meierhof antwortete Martens, den ich gepachtet habe, ist zu verkaufen. Es ist viel Länderei dabei, und er wird wol zehntausend Thaler kosten. Dazu denke ich nun, wil ich dieses Geld anlegen; köme denn über kurz, oder lang der Eigenthümer; so ist der Meierhof sein, und ich bin sein Pächter.

Der Pfarrer billigte diesen Vorsas von ganzem Herzen; und schon am folgenden Tag ward er ausgeführt.

Martens verbesserte als Eigenthümer sein Landgut um vieles; und seine Viele erfreute ihn nach und nach mit zwei Kindern, die sie ihm gebahr. Wie freuten sie sich beide, sich in diesen theuren Pfändern ihrer Zärtlichkeit wieder von neuem aufleben zu sehen! Kam Martens des Abends vom Felde, so brachte sein liebes Weib ihm ihre Kleinen entgegen; er küste sie denn eines, um das andere, und drückte ihre gute Mutter an sein Herz. Eins wuschte ihm den Schweiß ab, und das andere nahm ihm die Hute, oder was er sonst eben zu

Wüllers Erz.

P

Hau.

Hause trug, aus der Hand, um sie stat seiner zu tragen.

Martens freute sich über den guten Willen seiner Kleinen, lieblosete sie von neuem, und dankte Gott, daß er ihm ein so gutes Weib, und solche Kinder gegeben hätte, die ihr einst ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit starb der brave Pfarrer, dem sie ihr Glük zum Theil zu verdanken hatten. Dieser Vorfal erinnerte sie an ihren eigenen Tod. Wir werden auch sterben, sagte Martens, und unser Gut bleibt unsern Kindern. Käme dan derjenige, dem es eigentlich gehört zurück; so wäre er auf immer darum, und wir hätten unsern Kindern fremdes Gut hinterlassen. —

Dieser Gedanke bewog sie, eine schriftliche Erklärung aufzusetzen, sie von den angesehensten Einwohnern des Dorfs unterschreiben zu lassen, und sie bei dem neuen Pfarrer niederzulegen. Und darauf waren sie ruhig. Nun hatten sie den Meierhof schon zehn Jahre besessen.

Eines Tags, da Martens nach einer sauren Arbeit zum Mittagessen nach Hause gieng; sahe er, daß auf der Landstrasse eine Kutsche umgeworfen würde, in welcher zwei Männer saßen. Er lief ihnen zu helfen.

Glük.

Glücklicher Weise hatten sie keinen Schaden gelitten. Er bat sie, bei ihm zu essen, und bot ihnen seine Pflugpferde an, um ihre Sachen nach seinem Hause zu bringen.

Aber einer der beiden Reisenden sagte: dieser Ort ist mir gefährlich. Ist bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieser Gegend ein ansehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforschung deswegen anstellen lassen? —

Das war mir nicht möglich antwortete der Fremde. Eine falsche Anklage nöthigte mich damals, in größter Geschwindigkeit das Land zu verlassen, wenn ich mich nicht wolte gefangen sezen lassen. Ich raste daher alles bare Geld, was ich zu Hause hatte, und welches sich ungefähr auf zehn tausend Thaler belaufen mochte, zusammen, setzte das Geldkästchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit Extrapost Tag und Nacht, um den Nachstellungen zu entgehen. Unglücklicher Weise war das unterste Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter schadhaft geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch diese Gegend fuhr, ohne daß ichs merkte. Da ichs auf der nächsten Poststation gewahr ward, war es schon Nacht: und weil ich

keine Zeit verlieren durfte, um meine Freiheit, und vielleicht mein Leben selbst zu retten; so sah ich mich gezwungen, mein Geld im Stiche zu lassen. Ich reisete also gerade nach Hamburg, setzte mich alda auf ein Schiff, welches eben im Begriffe war, abzusegeln, und fuhr nach Ostindien. Erst ist, da meine Unschuld ans Licht gebracht ist, komme ich von da zurück.

Martens Augen funkelten vor Freude bei dieser Erzählung, und er bestand nun schlechterdings darauf, daß sie mit ihm nach seinem Hause gehen möchten. Er selbst lief voran, meldete seiner Frau die Ankunft der Gäste, ließ, bis das Mittagessen fertig war, einige Erfrischungen auftragen, und lenkte das Gespräch wieder auf das verlorne Geld, um sich vollends zu überzeugen, daß es dasselbe sei, welches er gefunden hatte. Er konnte nun nicht mehr daran zweifeln, und lief zum neuen Pfarrer, um ihm seine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Gesellschaft der Fremden zu speisen. Dieser willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtschaffenheit des guten Mannes. Man speisete; und die Gäste wurden immer mehr und mehr entzückt, über das offene, freundliche Betragen ihres Wirthes, über die lebenswürdige Gutherzigkeit, und das geschäftige Wesen seiner Gattin, und über die
Ord.

Ordnung, und Redlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrschte. Nach dem Essen führte Martens seine Gäste umher; zeigte ihnen sein Haus, seinen Garten, seine Schäferei, sein Hornvieh, seine Felder, und Wiesen, und erzählte ihnen, was er alles verbessert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

Und gehört Ihnen alles dieses eigentlich zu? fragte der eine Fremde.

Nein antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieses Guts.

Und wer ist denn der eigenthümliche Besitzer desselben? fragte jener wieder.

Sie, mein Herr! war Martens un erwartete Antwort.

Wie? Ich? Sie spassen.

Ich spasse nicht, fuhr Martens fort: Das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemühet habe, den Eigenthümer desselben ausfindig zu machen, steckte ich es in dieses Gut, um immer im Stande zu bleiben, es wieder zurück zu geben. Auch in dem Falle meines Todes blieb es Ihnen gesichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf, die bei ihm niedergelegte schriftliche Erklärung hervor, und ließ sie von dem erstaunten Fremden lesen.

Dieser sahe darauf stillschweigend Martens, und seine Gattin an, die beide so voll Freude vor ihm standen, als wenn sie das, was sie ihm zurück geben wollten, in diesem Augenblicke gefunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menschen, oder unter Engeln? Welch Betragen! welche Tugend! Er fiel darauf dem ehrlichen Martens, dan seiner Frau um den Hals, küßte sie beide herzlich, drückte ihnen die Hände, und sagte: seid meine Freunde, ihr Guten, so wie ihr mich auf immer zu dem Eurigen gemacht habt. — Eure Tugend, fuhr er fort, verdient belohnt zu werden. Wie danke ich jetzt Gott, daß er mich in einem andern Welttheile so viel hat erwerben lassen, daß ich das Werkzeug seiner Vorsehung sein kan, um eure Redlichkeit zu vergelten. Indem er dieses sagte, zerriß er die schriftliche Erklärung, mit den Worten: dieses Gute ist das eurige! Gehe jemand den Notarius zu rufen. —

Martens, und Miete standen in sprachloser Bewunderung: und der Pfarrer schickte nach dem Amthause, um den Notarius herbeizurufen. —

Dieser kam; und der Fremde diktirte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geschenkt sein sollte.

Mar.

Martens, und Mieke wolte ihm aus Dankbarkeit zu Füßen fallen; aber er hob sie eilends auf, schwang seine Arme um beide, und alle drei; nebst den Zuschauern, vergossen Thränen der Entzückung, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Rampe.

2.

Als ein gewisser Herzog von Braunschweig einst in Venedig war, sprach ihn ein armer Knabe um ein Almosen an. Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot sich, er wolte gehen, und ihm wechseln lassen. Dem Herzoge deuchte dieses lächerlich. Um den Knaben los zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Überzeugung, daß er ihn behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog gerührt, und vol Bewunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihn nicht nur das Geld; sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte

ihn mit der Zeit zu den angesehensten Ehrenstellen. —

Weisse.

3.

Friederichens Mama gieng in Gesellschaft, und gab ihr bei dem Abschiede noch die gute Lehre, sie sollte ja in ihrer Abwesenheit immer so gut sein, als wenn sie bei ihr wäre. Friederichen versprach es zu thun.

Die Mama war noch nicht lange fort, so bemerkte Friederichen, daß sie den Schlüssel zur Speisekammer vergessen hatte, den sie sonst immer, wenn sie weggieng, in ihre Komode zu verschliessen pflegte. Sie nahm ihn, und schloß die Speisekammer auf. — Ei! was waren da für schöne Sachen. Ein Honigtopf, eine Büchse vol eingemachte Kirschen, eine Schachtel vol Haselnüsse, eine andere vol Bruchmandeln, ein Teller mit Käsebrod, u. s. w. Da stand nun das gute Friederichen, und wußte nicht, was es thun sollte. Es hatte oft von seiner Mama gehört: Gott wäre überall zugegen. Kinder müssen also in Abwesen-

fenheit der Eltern nichts thun, was sie in ihrer Gegenwart sich nicht zu thun getrauten. Deswegen scheuete sie sich von diesen Sachen etwas zu nehmen. Sie sah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kasebrod, bald da, bald dorthin: und je mehr sie diese Leckerbüschchen ansah, desto listerner wurde sie! Endlich grif sie in die Haselnüsse. Es war schon so weit, daß sie nach einem Nußbeißer gieng, um sie aufzubrechen. Da erwachte das Gewissen. Das Herz pochte ängstlich, der ganze Leib zitterte, die Nuß, die sie in den Nußbeißer legen wolte, fiel darneben. — Auf einmal kam sie wieder zu sich selbst. Pfui! sagte sie, bist du nicht ein albern Kind! so viel Angst machst du dir um ein Par Nüsse? Vor Angst werden sie dir nicht schmecken. Komt die Mama nach Hause, wirst du dich nicht trauen, ihr unter die Augen zu sehen. Gewiß ist Gottes Strafe, der meine Bosheit sieht, daß ich mich ängstige, und zittere. Ach lieber Gott! wenn du schon so strafest, da ich nur den Willen habe, Böses zu thun; wie hart wirst du mich strafen, wenn ich wirklich Böses gethan — wenn ich meine liebe Mama bestohlen habe — die liebe Mama ich darf sie ja nur bitten, so bekomme ich mehr Nüsse, als ich izt entwenden wolte. Da! fuhr sie fort: Nußbeißer stehe, wo du gestanden hast!

hast! Und ihr Müsser vollet wieder in diese Schachtel! Nun kan ich doch meiner lieben Mama getrost entgegen gehen, und sie küssen, wan sie nach Hause kömt. Nun beschloß sie vergnügt die Thüre zur Speisekammer zu. Da kam ihr die Magd entgegen.

Nu, Mamsel Friederichen! gar den Schlüssel zur Speisekammer? sagte sie. Haben Sie sich recht bedacht?

Friederichen versicherte, sie habe nicht das geringste genommen. Die Magd lachte aber, und sagte, sie wäre ein sehr einfältiges Mädchen, wenn sie die schöne Gelegenheit; sich etwas zu Gute zu thun, vorbei gelassen hätte, wäre ja so alles ihre.

Schweig! antwortete Friederichen, was brauche ich denn zu nehmen? Ich brauche ja nur zu bitten, so gibt mir die Mama alles, und wenn sie mir bisweilen etwas versagt, so hat sie gewis ihre guten Ursachen dazu.

Da schlich sich die Magd beschämt fort. Friederichen sahe aber mit großer Sehnsucht durch das Fenster, ob ihre Mama nicht bald kommen wolte — da kam sie. Sie hüpfte sehr freudig entgegen, öffnete die Thüre, und nachdem sie ihr die Hände herzlich geküßet, so gab sie ihr den Schlüssel, und sagte: den haben Sie gewis vergessen.

M.

M. Ei! den habe ich auch vergessen. Das ist gut liebes Friederichen, daß du ihn zu dir genommen hast, kom mit mir in die Stube. Hast du auch gesehen, ob alles in der Speisekammer noch in seiner Ordnung ist?

F. O ja, es ist noch alles in Ordnung.

M. Also bist du in der Speisekammer gewesen?

F. Ja ich habe mich darin umgesehen.

M. Ich besorge, das Honig möchte mir ungeschmackbar geworden sein.

F. Er sieht noch ganz gut aus.

M. Aber die Nüsse wird vielleicht der Wurm gestochen haben.

F. Ich habe kein Loch bemerkt. Ach, beste Mama! warum sehen Sie mir denn so in das Gesicht? Sie denken gewiß, ich habe genascht. Ach Herzens Mama! ich wil ihnen alles, alles erzählen, aber glauben Sie mir auch nur! Ich bin in der Speisekammer gewesen, ich habe das Honig, das Kasebrod, die Nüsse — ich habe alles gesehen — ich hatte gewaltigen Appetit zu Naschen. Ich habe — ach ich wil alles, alles sagen, ich habe auch eine Handvol Nüsse genommen, und den Nußbeißer gesucht. Da überfiel mich aber Zittern über den ganzen Leib. Halt! dachte ich, strafet der liebe Gott ist schon, da du das
Böse

Böse noch nicht gethan hast, was wil es werden, wenn es wirklich schon ist volbracht worden.

M. Wenn mir nur die Magd den Schlüssel nicht gefunden hat.

F. Sie hat ihn nicht gefunden. Sie sah mich aber aus der Kammer gehen. Da wolte sie mich überreden, ich wäre ein einfältiges Mädchen, wenn ich nicht naschte, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Was die Mutter hätte, wäre ja so mein. Ich habe ihr aber die Meinung recht gesagt.

M. Kom, liebes Mädchen küsse mich! du bist heute in großer Versuchung gewesen — du hast aber überwunden. Ich wil dich auch belohnen. Was wil mein Friederichen heute von dem, was es gesehen hat?

F. Liebe Mutter! ich wil gar nichts. Ach das ist ja gar eine große Freude, daß ich mich nicht habe verführen lassen. Dieses schmeckt besser, als Haselnüsse.

M. Aber Haselnüsse schmecken doch wol gut?

F. Freilich müssen sie schmecken, sonst wäre ich nicht so lustern darnach gewesen.

Die Mutter verlieh sie hierauf, und kam bald mit einem Teller vol Haselnüsse zurück. Hier, sagte sie, gutes, ehrliches Kind! genieße dieses mit gutem Gewissen, es wird dir gewiß besser schmecken, als wenn du die ganze Speisekammer geplündert, und
vor

vor mir dich hättest fürchten, und vor der
Magd dich hättest schämen müssen. Ein
Kind, das seine Begierden beherrschen kan,
verdient auch über andere zu herschen. Du
solst von nun an, die Aufsicht über die
Magd, Speisekammer, und Küche bekom-
men. Du solst sie immer behalten, wenn
du dich nicht selbst durch Nachlässigkeit,
oder zum vertrauten Umgang mit der Magd,
derselben unwürdig machest.

Friederikchen war vor Freuden ent-
zückt. Sie brachte es so weit, daß sie die
leckerhaftesten Speisen sehen konnte, ohne et-
was zu naschen. Die Magd unterstund sich
nicht wieder, ihr Untreue gegen die Mutter
zuzumuthen, weil sie ihre Ehrlichkeit sahe.
Und ob Friederikchen gleich erst ein Jahr
alt war, so erzeiate ihr doch die Magd alle
die Hochachtung, die ein erwachsenes Frauen-
zimmer fordern kan.

Vom Diebstahle, und Betrüge.

Kinden stehlet, und betrüget nicht, wenn
 ihr euch nicht höchst unglücklich ma-
 chen wolt.

• I

Konrad hatte einmal die Thorheit began-
 gen, und seines Vaters Federmesser
 heimlich weggenommen. Einer seiner Schul-
 freunde hatte es ihm für einen Groschen
 abgekauft. Diesen hatte er an Kirschen
 gewendet, und sie sich wol schmecken lassen.
 Sie bekamen ihm aber so übel, daß er ei-
 nige Jahre lang Schmerzen davon empfin-
 den mußte. Denn als seines kleinen Freun-
 des Eltern bei ihrem Sohne das Federmes-
 ser erblickten, und erfuhren, daß er es von
 Konraden gekauft habe, schickten sie es so-
 gleich zu seinem Vater, und ließen sich er-
 kundigen, ob er darum wisse, daß sein Sohn
 dieses Federmesser verkauft habe? Da wurde
 nun der thörichte Konrad nicht nur stark
 gezüchtigt, sondern alle, die mit ihm im

Hause

Hause waren, wurden nun auf ihn miß-
trauisch. So oft etwas im Hause fehlte,
so hieß es allemal: das hat gewiß Konrad
mitgenommen. Man durchsuchte seine Ta-
sche, Koffer und Schrank, ließ sich in der
Schule erkundigen, ob er das fehlende Stück
nicht etwa habe bliken lassen. Dieses kränk-
te ihn gar sehr. Er weinte oft bittere
Thränen, und erst nach einigen Jahren,
da er hinlänglich bewiesen hatte, daß er
sich gebessert habe, konnte er seiner Freunde
Zutrauen wieder erlangen.

Salzmann.

Eines Perückenmachers Lehrlinge glaubte:
er könne das Geld, das er von Perso-
nen bekäme, die ihn, wenn er vorbei gieng,
zum Frisiren hinein riefen, für sich behal-
ten. Er versagte also solchen Personen sei-
ne Dienste niemals, und schaffte sich außer
dem, durch das Erbieten, wolfeil zu frisiren,
beständige heimliche Kunden an. Die Kun-
den des Herrn wurden darüber von ihm
versäumt, dankten den Herrn ab, oder
überhäuften ihn doch mit Vorwürfen. Der
Lehr-

Lehrjunge erhielt eine körperliche Züchtigung, und an dem, der sie gab, einen genauen Aufseher. Die Dieberei hatte den Unglücklichen zu einem lächerlichen Leben verleitet, das er nun nicht, wie vorhin, fortzusetzen vermochte. Der Lächerlichkeit gewohnt, befand er sich einmal in dem Zimmer eines Kunden allein, wo eine Summe Geldes, etwas zerstreut auf dem Tische lag. In der Meinung, es sei ungezählt, fuhr er geschwind mit einigen Stücken in die Tasche. Der Diebstahl wäre vielleicht nicht entdeckt worden, hätte der, dem er geschah, den Dieb nicht unbemerkt beobachtet. Dieser wurde bei der That ergriffen, beim Herrn verklagt, aus der Lehre gestossen, und der Obrigkeit übergeben, die ihn seinen Frevel, unter harter Arbeit im Zuchthause büßen ließ.

3.
 Ein Materialhändler, der seinen Handel so eben angelegt hatte, wolte durch solchen in kurzer Zeit reich werden. Es möchte auch geschehen, auf welche Art es wolte. In dieser Absicht suchte er vor allem die Materialhändler, die in seiner Nachbarschaft wohnten, in einen übeln, und sich selbst

selbst in einen vortheilhaften Ruf zu bringen. Er schalt jene bei jeder geschicklichen Gelegenheit, Betrüger: sie hätten schlechte Waren, verkaufen nach unrichtigem Maß, und Gewicht, und für einen Preis, der den Preis des Einkaufs unerhört überstiege. Der Himmel, fügte er dan hinzu, solte ihn bewahren, daß er so dächte; er hielt es mit Rechtschaffenheit, und Redlichkeit, und mit einem mässigen Gewin, der am Ende so weit, und noch weiter, als übermässiger Gewin führe. Man glaubte seinem Geschwäze, und besonders wurden gemeine Leute noch mehr für ihn eingenommen, da er in der That wolfeiler, wie seine von ihm verläumdeten Nachbarn verkaufte. Indessen verfälschte er die Waren, maß, und wog nicht richtig, wo er koste, daß der Betrug nicht entdeckt werden möchte, und verlegte sich hauptsächlich darauf, bei Anschaffung seiner Waren die Akzisbedienten zu hintergehen, und Kontrebande zu machen. Eine Zeitlang trieb er seinen Diebshandel mit gutem Erfolge, und legte einige hundert Thaler zurück. Allein seine Kunden merkten nach, und nach den Betrug, er wurde bei Kontrebande ergriffen, er verlor die erstern, mußte für den Unterschleif beträchtliche Strafe erlegen, und lernte in kurzem aufs äußerste hertücker gekommen, nur zu fühlbar, daß Unte

Müllens Erz.

Q

red.

redlichkeit im Handel, und Verkehr wol einmal bereichert, doch nicht lange dauert, und endlich in Armuth, und Schande stürzt.

4.

Einige Freunde hatten sich mit einander vereinigt, wöchentlich einmal eine Zusammenkunft zu halten, und sich allerlei erlaubte Ergötzlichkeiten zu machen. Da sie nun alle ihre Kinder lieb hatten, und sie nicht gerne unter den Händen des Geinüdes lassen wolten, so nahmen sie dieselben mit sich, damit sie an ihrer Freude Antheil nehmen könnten. Diese pflegten alsdenn gemeinlich ihre Zeit damit hinzubringen, daß sie um Nüsse würfelten, die sie von ihren Eltern geschenkt bekommen hatten.

Der kleine Heinrich führte sich dabei sehr unartig auf. Wenn er setzen mußte, so nahm er seine Nüsse in die Hand, warf sie geschwinde unter die andern, ohne sie ordentlich zu zählen, wie seine Kameraden zu thun pflegten. Wenn er weg nahm, so richtete er es so ein, daß er allemal eine Nuß mehr wegfiel, als ihm gebührte. Er führte gemeinlich eine Tasse

sche



sehe volle faule, und wurmstichtige Nüsse
mit sich. Wenn nun gespielt wurde, so
steckte er die guten Nüsse ein, und brachte
seine verdorbene auf das Spiel. Dieses
gab zu vielen Zänkereien Anlas. Endlich
wurden es die andern Kinder überdrüssig,
und schlossen ihn von ihren Vergnügungen
aus. Wenn alsdenn jene bei ihrem Spie-
le vergnügt waren, so mußte dieser mit
Verdruß von ferne ansehen.

Salzmanns



Von der Gefälligkeit.

Kinder erweist einander Gefälligkeit, Ihr werdet dadurch nicht nur die Liebe derjenigen gewinnen, gegen die ihr gefällig waret, sondern alle Leute werden euch lieb haben, und euch auch gerne Freude machen.

I.

Wer schenke mir ein Bäumchen in meinen Garten, sprach Wilhelm zu seinen Geschwistern.

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen: aber ich! ich! rief die gutherzige Lotte: was willst du für einen?

Einen Rosenstok antwortete er, denn meiner sieh! ist verdort.

Gut sprach Lotte, und nahm den Spaten, und wolte anfangen, ihn auszuheben.

Was

Was seh ich? sprach Wilhelm, du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gib mir doch wenigstens den!

Nein, nein, schrie das Mädchen, der würde dir denn auch verdorren. Ich kan ihn ja in deinem Garten auch blühen sehen.

Wilhelm kriegte den Busch, und war froh.

Da gieng der Gärtner vorüber, und trug einen spanischen Fliederbaum.

Sol ich denn da in die Stelle pflanzen? fragte er Potchen.

Wenn er ihn sonst nicht brauchen kan.

Nein, sagte er, ich wolte ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeuges zu viel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai, Wilhelms Rosenstok bekam und trug viele der schönsten Rosen. Davon kriegte Potte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar, und auf die Brust. Aber der Flieder bekam auch, und gab so viel Schatten, daß Potte sich in der stärksten Mittagshize bergen konte — ja sogar kam der Vater nachher oft unter diesen Baum, und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

L. R.

Der kleine freundliche Christian gieng mit Nachbars Peter aus, um Maiblummen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand. Ihnen begegnete eine Frau mit einem kleinen Knaben.

Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb er doch meinem armen hung- rigen Kinde ein Bischen von seinem But- terbrod; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.

Mich hungert selbst antwortete die- ser, und fuhr fort, sein Frühstück zu ver- zehren.

Was that aber Christian? Er war auch hungrig; aber, da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein But- terbrod; und der Knabe freute sich, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen. Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viel Maiblummen standen, und half sie ihm pflücken. Chris- tian brachte einen großen Strauß von Blu- men, Peter hingegen nur wenig zu Hause.

3.

Wls Philip einmal seine Mittagsmalzeit
 eingenommen hatte, bemerkte er, daß
 Lotchen, und Harald, seine Geschwister,
 immer einander zunickten, und lächelten.
 Er konnte nicht errathen, was sie vorhatten,
 erfuhr es auch nicht, ob er sie gleich einis
 gemale darum fragte. Es kam aber bald
 an Tag, Harald fragte ihn, willst du nicht
 mit uns in den Garten gehen? Er war
 gleich dazu bereit, und sagte: wenn es euch
 Vergnügen macht, so gehe ich gerne mit.
 Da gieng er denn mit ihnen fort, glaubte
 aber immer, daß dieser Gang etwas zu be-
 deuten haben müsse, weil seine Geschwister
 ganz ungewöhnlich freundlich waren, und
 das Lachen nicht verbergen konnten, ob sie
 sich gleich Mühe darum gaben. Er hatte
 auch wirklich Recht. Denn sobald er in das
 Gartenhäuschen trat, fand er da zehn kleine
 Leuten versammelt, die ihm alle freund-
 lich entgegen kamen, ihn umarmten, und
 küßten, und sagten: Viel Glück zu deinem
 Geburtstage, lieber guter Philip! erlebe ihn
 noch vielmal, und allemal gesund, und ver-
 gnüge! Sie führten ihn darauf zu dem
 Tische, der mit allerhand artigen Sachen
 besetzt war. Es stund da Kase, und eine
 Schüssel vol Zwibak, um seine Freunde zu
 bewirthen, es lagen da ein Par Bücher-

chen, die ihm seine guten Eltern hingestellet hatten, es lag da ein schöner Geldbeutel, den ihm Lotchen ganz heimlich gestrikt hatte, es stund da ein recht schöner Farbenkasten, der von seinen übrigen Freunden für ihr zusammengelegtes Taschengeld war gekauft worden, das rührte nun den Philip fast bis zu Thränen, er umarmte seine Freundin alle, und dankte ihnen für die Liebe, die sie zu ihm trügen. Er schenkte ihnen darauf Kase ein, ließ den Zwibak unter ihnen herum gehen, und hatte mit ihnen ein Par recht vergnügte Stunden. Er schlug ihnen hierauf vor ein kleines gesellschaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Gesellschaft war zufrieden, glaubte aber, daß dieses sich besser für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen schite. Und so gieng denn der Zug durch den Garten, und Lotchen wuste ihn so artig zu lenken, daß er aerade nach Philips Blumenbete zugien. Philip sprang voraus, um seinen Gästen alle Blümchen und Kräuterchen zu zeigen, mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er selbst vermuthete. Ein herrlicher Koblojenstok, dicht vol blau geführer Blumen, und verschiedene Sommergewächse waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung stund er still, und dachte nach, wie diese schönen Gewächse auf sein Ländchen wüchsen

ren gekommen sein. Er brauchte aber nicht
 lange nachzudenken, denn sobald er seinen
 kleinen Freunden in das Gesicht sah, merk-
 te er gleich, an ihrem schalkhaften Lächeln,
 daß auch diese schönen Geschenke von ihnen
 herrührten. Sie hatten sie ebenfals von ih-
 rem Taschengelde heimlich gekauft, und auf
 ein Betchen verpflanzt. Diese Gefälligkeit
 machte ihm neues Vergnügen, und er gab
 sich alle Mühe, bald durch Worte, bald
 durch sein Betragen ihnen zu zeigen, wie
 sehr er durch ihre Liebe gerührt sei.

Der ganze Nachmittag wurde unter
 Spiel und Vergnügungen zugebracht. Erst
 da die Abenddämmerung eintrat, nahmen
 sie von ihm Abschied. Alle nahmen ver-
 gnügt Abschied, nur Anselm nicht. Dies
 sem sahe man deutlich an, daß er verdrüß-
 lich sei, ob er es gleich zu verbergen suchte.

Fehlt dir etwas, Anselm? fragte ihn
 bei dem Weggehen, Frize, der verständigs-
 te unter allen.

Mir fehlt nichts antwortete er. Aber
 wie könnt es denn, daß ihr alle Philippen
 so lieb habt? ihr habt ja seinen Geburtstag
 gefeiert, als wenn er ein kleiner Prinz wä-
 re. Mein Geburtstag ist ja den vorigen
 Monat auch gewesen, und —

Und, fuhr Frize fort, deine Freunde
 haben dich nicht so beschenkt wie Philippen,
 das ist freilich wahr. Aber dazu können sie
 nichts.

nichts. Sieh! Philip ist, wie du weißt der gefälligste Knabe. Er sint immer darauf, wie er andern Freude machen wil. Wenn er Sämereien, oder Spielwerk bekommen hat, so müssen alle seine Freunde an seinem Vergnügen Theil nehmen. Er zeigte es ihnen nicht nur, sondern er beschenkte sie auch oft. Erst vorige Woche hatte er unter uns etliche Duzend Melkenpflänzchen, die er aus dem Samen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir spielen wollen, so spielt er gern jedes Spiel mit, das andern Freude macht, und wenn einer, oder der andere ihm bisweilen ein Späschen macht, so wird er darüber nicht böse. Durch dieses gefällige Betragen machte er nun, daß ihn alle Leute lieb haben, und ihm gerne Freude machen. Du aber, lieber Anselm, bist ganz anders. Wenn du Pflänzchen bekommst, die wir noch nicht haben, so gönst du uns nichts davon, und willst sie gern allein besitzen. Deine Spielsachen läst du nicht anrühren, und das kamische Büchelchen, mit den schönen Bildchen hast du noch keinem von uns durchblättern lassen. Wenn es an ein Spielen geht, so sollen wir allezeit spielen, was du haben willst, und wenn wir es nicht thun, so murrest du, und spielst oft gar nicht mit. Und wenn dir jemand zu nahe kömt, dich etwan am Kleide zupft, oder von hinten sich heischleicht, und dir die Augen zuhält, so

wirft

Wirst du gleich böse, fährst hämisch um dich herum, und schimpfst wol gar. Sieh! da kan es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber, als dich, haben, und lieber ihm als dir Freude machen.

Anselm wurde über diese Rede sehr betrübt. Gleichwol sahe er ein, daß Fritz recht habe. Er nahm sich vor, hinfort freundlicher, und gefälliger gegen seine Freunde zu sein. Im Anfange kostete es ihm viel Mühe, aber nach, und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde auch reichlich belohnt. Denn je gefälliger er gegen andere war, desto gefälliger waren diese gegen ihn. Je mehr er andern Freude machte, desto lieber machten ihm diese wieder Freude. Sonst wünschten sie immer Anselm von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anselm allemal herbeigerufen werden, wenn ein gesellschaftliches Vergnügen angestellt werden sollte.

Salzmann.

Von der Ungefälligkeit.

Kinder, seid nicht ungefällig, laßt kein mürrisches Wesen, an euch bliken, denn ihr machet euch die Leute durch ein solches Betragen zu Feinden, und alle werden den Umgang mit euch fliehen.

I.

Theone mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abwesend sein: sie hatte eine notwendige Reise zu thun. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie nur konnte. Kaum war ein Monat verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu. Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen empfangen. Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen! Eine forderte mit Ungestüm etwas von der andern; diese weigerte sich kräftig, es zu thun; daraus entstanden ver-

drüß

drüßliche Reden, und alle Freuden des Spiels, und der Arbeit waren dahin. Alle Augenblicke kam eine der andern in dem Weg; keiner gefiel das, was der andern gefiel. Wolte die eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf in der Stube, und die dritte vor der Thüre zu bleiben. Die Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeiten versagten, und sich sogar durch häßliche Geberden zu kränken suchten, ward Theone so betrübt, daß eine Thräne ihren Augen entran. Sie schwieg, und gieng weg auf ihr Zimmer. Als sie wieder kam, liefen alle mürrisch, und mißvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt sein könnten. Jede beschwerte sich über die andere, daß sie schuld sei, und dan drangen sie in die Lehrerin, sie, die ja immer gewußt, ihnen Freude zu machen, möchte es auch diesmal thun. Theone that einen ernsten Blick auf sie alle, und sagte: Ich gebiete von jetzt an, daß keine die andere in ihrem Spiele störe, und damit dieses ja nicht geschehe, so sol eine jede ihren eigenen Platz in diesem Zimmer besitzen, wo sie ihr Spiel allein nach al ihrem Wohlgefallen treiben kan. Auch vergönne ich euch, damit ihr dieser Freiheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Wit dieser Entscheidung höchst zufried-
den, nahm eine jede den ihr angewiesenen
Platz im Zimmer ein, und jede fieng nun
hier ihr besonderes Spiel für sich an.

Die kleine Wilhelmine erzählte ihrer
Puppe Geschichtchen; aber die konnte ihr
nichts antworten, und ihr nichts wieder
erzählen, und die andern spielten für sich. —

Charlotte warf den Ball; aber Nie-
mand freute sich über ihre Geschicklichkeit im
Fangen, und Niemand war, der ihr an-
eiferte, denn die andern spielten für sich. —

Sophie wolte sich an ihrem Lieblings-
zeitvertreiber, den Tragspiel erholen; aber
wen sollte sie fragen? Die andern spielten
für sich. —

Emilie, die kleine häusliche, wolte ein
kleines Gastmal machen, von den Äpfeln,
und Birnen, die sie heute bekommen; aber
wen konnte sie einladen? Die andern spielten
für sich. —

Und so wars mit allen Spielen. Keins
wolte gehen. Da liefen sie alle zu Theo-
nen, und baten sie mit Thränen, sie doch
ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh
würden.

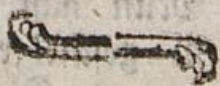
Ich weiß nur eins, meine Kinder;
sagte sie traurig, das ihr sonst auch wüßtet.
Ihr habt es vergessen; doch wenn ihr wolt,
wil ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen vom Herzen! riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

Es ist Verragsamkeit, ist Schwesterliebe! o meine Kinder! wie unglücklich habe ich euch, und mich gemacht, seit ihr sie vergessen? Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rolte ihr vom Gesichte.

Da standen die Kleinen alle vor Schanz bestürzt, und verstumt vor ihr her; — dan fielen sie sich in die Arme, und versprachen sich wieder so lieb, als vormals zu haben. Sie habens gehalten. Nie waren sie wieder eigensinnig, und zänkisch, denn nun kannten sie die Folgen des Eigensinns, und der Zanksucht.

Rampe



§. XXXVIII.

Von der Wohlthätigkeit.

Kinder seid wohlthätig, thut einander Gutes, und ihr werdet von Gott gewiß dafür belohnet werden.

I.

Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Tagelöhners welches in jeder Hand ein Stück Brod hatte: Ach! mich hungert gar sehr. Liebes Kind! gib mir doch nur die Hälfte von dem kleinsten Stück Brod, das du trägst! — Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freute sich, wie der arme Bettler das Brod aufspeisete. Da sagte der Bettler: Nun hast du mich armen hungrigen Mann gesättiget; Gott segne dich dafür, du gutes Kind! und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wol. Denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit, und Menschenliebe.

Kochow.

2.

Eine franke Witwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam. Uns geht es, Gott Lob! so wol. Wir haben Ueberfluß. — Aber wie viel mögen Noth leiden! laß uns an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung thun, und der armen franken Frau dort ein wenig Essen schiken, oder selbst bringen! Du hast recht sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr, als vorher, weil du so gut gesint bist. Da nahmen sie jedes etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arznei, und Wartung erhielt. Die franke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf giengen sie wieder nach dem Hochzeitshause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt.

Kochow.

Der alte Etkas saß beim Sonnenuntergange vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Mirtel, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen, die er oft gegen Himmel richtete. Dieses befremdete seinen Vater, Er rief ihn zu sich. Mirtel eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebevoller Vater nahm ihn vor sich in den Schoß. Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was!

Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

E. Aber du hast ja geweint?

M. Nicht aus Betrübniß mein Vater.

E. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

M. Lieber Vater, verlange es nicht zu wissen!

E. Nicht? Und könntest du etwas haben, das dein Vater nicht wissen dürfte?

M.

M. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, das wir thun, uns nicht rühmen müssen?

E. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn! mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, mit dir erfreuen könne.

M. Du wirst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam sein. Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Herde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer er sei. Es war ein armer alter Greis, der lag auf der Erde, und neben ihm ein großer Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß, und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen. Ich hörte indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen: Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kan nicht mehr vor Murrigkeit. Indem er das sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war! schlich ich hin zu ihm, und legte

te das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder. Dan lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Indem ich nun ist zurück kam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräusch auf.

Was seh ich? rief er aus, da er das Butterbrod, und die Flasche Milch erblickte: Ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich, und meine Kleinen vom Tode retten wolte. Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labfal für uns hergelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen. Aber, fuhr er fort, ich Unglücklicher! wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquikung bringe. Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, besand sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich sich gebückt, und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. Gott grüße euch guter Vater, sagte ich, indem ich bei ihm war. Es wird euch wol recht sauer so viel

zu tragen? Gebt mir die Flasche mit der Milch, und das Brod; ich wil es tragen für euch, und wil euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wolt. Der Greis sahe mir mit freudiger Bewunderung ins Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirret hatte. Ich fragte ihn, wohin er gehen wolte; und so führte ich ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhohlt der liebe Gott für ihn gesorgt habe, während seines Schlags, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wolkhäter ihm unbekant geblieben sei. Alle Morgen, sagte er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat uns vom Tode errettet. Auch du, mein Sohn, setze er hinzu, solst gesegnet von uns werden, daß du mich zu meinen Kindern führst, ehe sie vor Hunger sterben. Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. Izt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Hause kam, und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. — Du hast es gewolt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch

etwas davon erfahren sollen. Er schwieg
 und Eitas drückte ihn mit Inbrunst an sei-
 ne Brust. Nun, rief er aus, kan ich
 freudig sterben, weil ich weis, daß ich ei-
 nen Sohn hinterlasse, der tugendhaft,
 und glücklich sein wird.



§. XXXIX.

Von der Unbarmherzigkeit.

Kinder, seid nicht unbarmherzig gegen
 euren Nebenmenschen, bedenket, wie
 euch sein würde, wenn man gegen
 euch unbarmherzig wäre.

I.

Wilhelm! Wilhelm! das hättest du sehen
 sollen! O das war ganz allerliebft!
 wie da Groß, und Klein untereinander
 wimmelten, und sich die Semmelkeumen
 vor dem Maule wegschnapten. Mit diesen
 Worten hüpfte das kleine, freundliche,
 Lieschen ins Zimmer, gerade auf ihren
 Bruder Wilhelm zu. Sie war mit ihrer
 Mutter spazieren gewesen, und hatte den
 neuen Teich im Huberschen Garten besehen,
 wo ein ganzes Her der größten, und schön-
 sten Karpfen pfeilschnel herbeischießt, sobald
 man Brod, oder Semmelkeumen hinein
 streut. Ihre Seele war von diesen ange-
 nehmen Schauspielen so vol; und die Be-
 schreibung, die sie ihrem Bruder davon

machte, war so lebhaft, daß dieser Lust bekam, auch in den Huberschen Garten zu gehen, und mit den muntern Karpfen sein Brod zu theilen. Weil er den Vormittag in der Schule fleißig gewesen war, erhielt er bald die Erlaubniß seines Vaters zu diesem Spaziergange. Er kaufte noch Semmel, und Zwibak, und nun giengs zum Thore hinaus. Er dachte nichts als das lustige Gewühl der Fische, und diese Vorstellung machte, daß er seine Schritte verdoppelte.

Erbarmen Sie sich junger Herr, einer armen Frau, und eines armen Kindes, rief plötzlich eine Weibsperson ihm zu, die am Wege saß, und das Mitleiden der Vorübergehenden anflehte. In ihren Armen hielt sie ein weinendes Kind, dessen Gesicht vom Hunger, und Krankheit eben so abgezehrt war, als das ihrige. Eine solche Unglückliche sehen, und ihr Elend mindern ist eins, denkt hier jedes weich geschaffene Herz; aber Wilhelm dachte anders. Mein armes Kind wird verschmachten! sagte die Arme, und drückte das leidende Geschöpf fester an sich. Wilhelm stand ein Weilchen stille, warf einen flüchtigen Blick auf die Elende, und verfolgte dan, weil er Zeit zu verlieren fürchtete, seinen Gang mit doppelter Eile. Ist war er am Ziele seiner
Wün-

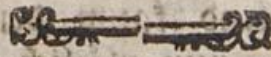
Wünsche. Schon sahe er das rothe Geländ-
 er von fern, aber zu seinem großen Miß-
 vergnügen zugleich eine Menge Menschen,
 die es so dicht besetzt hatten, daß für ihn
 kein Plätzchen mehr übrig war. Vol Un-
 muths setzte er sich indessen in eine Laube.
 Endlich nach einer halben Stunde, da sei-
 ne Ungeduld aufs höchste gestiegen war, ver-
 ließ die Gesellschaft den Garten. Er flog
 zum Teich — fand aber fast die halbe Flä-
 che desselben mit Brocken von Semmel,
 und andern Gebäcken belegt. Er zerbrö-
 kelte einen Zwibak, und warf ihn hinun-
 ter; aber da war nichts von dem Gewinn-
 mel, und begierigem Wegschnappen zu se-
 hen, worüber Lieschen so viele Freude ge-
 habt hatte. Er wiederholte diesen Versuch
 noch einigemal, aber immer vergeblich.
 Getäuscht in seinen Erwartungen, und vol
 vom innern Verdrusse, kehrte er endlich
 nach Hause zurück. Auf dem Wege fiel ihm
 die dürstige Frau wieder ein, und izt wür-
 de er ihr vielleicht seinen ganzen Vorrath
 gegeben haben; allein sie war schon im
 nächsten Dorfe, wo ein armer Landmann
 sich ihrer erbarmte, und sie, und ihr fran-
 kes Kind erquicket hatte.

Wilhelm wurde aus einem hartherzigen
 Jünglinge, ein hartherziger Mann.
 Sein Vater hatte ihm große Reichthümer
 hinterlassen, so daß er sich ein prächtiges
 Landhaus erbauen, schöne Gärten anlegen,
 und Kutsche und Pferde halten konnte. Er
 glaubte man könne keinen weiseren, und
 nützlicheren Gebrauch vom Gelde machen, als
 wenn man alles zu seinem eigenen Ver-
 gnügen anlegte, an das Vergnügen ande-
 rer dachte er gar nicht. Daher sahe man
 denn auch, daß die meisten Armen die
 Thore seines Landhauses traurig, und nie-
 dergeschlagen verließen, und sich zu den
 Hütten der Handwerker, und Tagelöhner
 wandten. Wenn sie hier auch nicht immer
 Hülfe fanden, so fanden sie doch wenig-
 stens Mitleiden, und guten Rath; auch
 dieß verminderte ihr Elend. Oft wurde
 Wilhelm von rechtschaffenen Männern zur
 Unterstützung dürftiger Familien aufgefor-
 dert; aber immer hieß es: Er habe noch so
 viel mit der Verbesserung seines eigenen
 Zustandes zu thun, daß er an andere
 noch nicht denken könne. Bald mußte er
 noch ein Stück Land ankaufen, um sei-
 nen Garten zu erweitern, bald hatte er
 für

für köstliche Weine, Lustern und andere
 theure Waren große Summen nach Ham-
 burg schiften müssen. Er wurde daher, in
 der ganzen Gegend, von vielen bedauert,
 von den meisten aber verabscheut, und fast
 nie bei seinem wahren Namen, sondern nur
 immer der reiche Unbarmherzige genant. So
 lebte er einige Jahre, nach dem Urtheile
 einiger Wenigen, die nur das Aeußere sei-
 nes Zustandes kanten, glücklich, und in Freu-
 den. Auf einmal aber verbreitete sich das
 Gerücht: Das Vermögen des reichen Un-
 barmherzigen sei erschöpft, und seine Gläubi-
 ger würden sich seines Landhauses, und al-
 ler seiner übrigen Güter bemächtigen. Dieß
 geschah auch wirklich nach einigen Tagen.
 Der unglückliche Wilhelm, der von seiner
 frühesten Jugend an, nur immer gute Ta-
 ge gesehen hatte, und Kummer, Mangel,
 und anderes Elend kaum den Namen nach
 kante, sah sich nun plötzlich in einen Zu-
 stand versetzt, der so traurig war, daß er
 nicht mit Worten beschrieben werden kan.
 Welches Herz konte sich ihm eröffnen, da
 er das seine gegen Arme, und Hülflose so
 lange hatte verschliessen können? Welcher
 Rechtschaffene konte sich seiner annehmen,
 da er seinen Beistand so vielen Rechtschaffe-
 nen versagt hatte?

Er fand also nirgends Mitleiden, wo man ihn kante. Es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als in eine entfernte Gegend zu fliehen, wo er noch ist einen durch Ausschweifungen entnervten, und zu aller Arbeit untauglich gewordenen Körper herumschlept. Er erbettelt sein Brod von den Thoren derer, die er sonst verachtete.

III.



S. XL.

S. XL.

Von der Dankbarkeit.

Kinder seid dankbar gegen jene, die euch
 Gutes erweisen. Dankbarkeit ist Pflicht,
 und erwirbt euch Liebe.

I.

S Carl legte sich mit solchem anhaltendem
 Fleiße auf die Landwirthschaft, daß er
 bald Meier wurde. Und bald darauf ward
 er von der Herrschaft, bei der er diente,
 seiner Geschicklichkeit wegen, als Verwalter
 angenommen. Wie er nun bei diesem Dienst
 einen guten Lohn bekam, von Jugend auf
 aber sparsam zu leben sich gewöhnet hatte;
 so verbrauchte er auch nicht alles von sei-
 nem Lohne zu seinen Bedürfnissen, sondern
 erübrigte alle Jahr etwas davon. Da
 dachte er an seine arme Eltern, und schickte
 ihnen monatlich ein gewisses am Gelde,
 davon sie sich dienstfrei kaufen konnten. Das
 ist die größte Freude für mich sprach er oft,
 wenn ich daran gedente, daß meine Eltern
 durch mich ein ruhiges, und frohes Alter
 er.

erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaßen vergelten kan, was sie mir Gutes gethan haben. Sir. 3. 24.

Sir. 7. 29. 30. Ehre deinen Vater vom ganzen Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.

Kochow.

2.

Der Herr von K. . . hatte sich lange Zeit als preussischer Werbepflichtiger, zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder nach seinem Regimente gehen.

Am Abende vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wolerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Officier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge?

Daß

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort, und indem er dieses sagte, rolte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen: wie könnten Sie so was besorgen?

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.

Wie viel verlangen Sie? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfnis zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und wil nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt sein möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine heilige Pflicht zu

erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu sein. Dieser traure seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches, und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an; ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; also er anpochte, und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden: Hier ist, hört er ihn sagen, das Geld, um dessent Willen mein Vater gefangen sitzt! ich lege es bei ihm nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dan folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thrä-

Thränen benezt, ohne ein Wort zu reden.
Es vergiengen einige Minuten, ehe der Of-
fizier von ihnen bemerkt wurde.

Berührt gieng dieser auf sie zu, sagte
zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will
Sie eines so braven Sohnes nicht berauben.
Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Ver-
dienste seiner Handlung. Er ist frei, und
es reuet mich der Summe nicht, wovon er
einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füße
sen, der letztere weigerte sich Anfangs die
ihm angebotene Freiheit anzunehmen; sein
Vater sagte er, bedürfe seiner nun nicht
mehr, und er möchte einem so gutherzigen
Herrn nicht gern beschwerlich gefallen sein.

Aber der großmüthige Offizier bestand
darauf, daß er bleiben sollte, führte beide an
seiner Hand aus dem Kerker, und nahm
bei seiner Abreise das frohe Bewußtsein mit,
zwei Unglückliche, die es zu sein so wenig
verdienten, glücklich gemacht zu haben.

Kämpfe

3.

Ein Schiff vol Reysender, die aus Westfalen nach Holland giengen, daselbst arbeiteten, und dan mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klinten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude wurde nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich wäre.

Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns von dem Tode erlöset hat.

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edeln Denkungsart des selben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau, und Kinder, und fünfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand versteinert da, rieb sich die Augen, und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

Nun, Gott vergelts dem Juden; sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und schelte sie, der solts mit mir zu thun haben.

Noch größer war seine Bestürzung; als ihm der Amtmann auch die fünfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: Mein, Gott! das bin ich nicht wert, für ein bisschen Halten am Fusse! o Gott segne ihn! und mache alle die Juden selig.

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau, und Kindern aufs rührendste beim Amtmanne, und der Bauer,

und Amemann schrieben beide einen Dank-
sagungsbrief an den edlen Juden, der dem
erstern noch alle Jahre allerhand Geschenke
zuschickte.

Aus öffentlichen Nachrichten:



S. XLI.

Von der Undankbarkeit.

Kinder seid nicht undankbar gegen jene,
die euch Gutes thun, denn nichts
macht den Menschen bei andern mehr
verhaßt, als der Undank.

I.

Sophie kam an einem warmen Frühling-
abend von einem Spaziergange zurück,
und war so gerührt über das viele Schöne,
das sie gesehen hatte, und über das viele
Gute, das Gott seinen Geschöpfen thut,
daß sie ein herzliches Vergnügen hatte,
auch recht viel Gutes thun zu können.

Da begegnete ihr ein kleines schwarz-
äugiges Mädchen, das barfuß gieng, elen-
de Kleider an hatte, und mit einer sehr
freundlichen Mine sie bat, ihr einige von
den Blumen zu geben, die sie in der Hand
hatte.

Sophie that es mit Vergnügen, und
erkundigte sich zugleich, wem das Mädchen
ansöhre? Da erfuhr sie, daß sie weder

S 3

Da

Vater noch Mutter habe, sondern von einer armen Auserwandtin erzogen würde, die zunächst in einem kleinen Hütchen wohnte. Sogleich gieng Sophie mit dem Mädchen zu ihr, und fragte, ob sie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlassen wolte? sie sollte, sagte sie, von ihr wie ihr elgen Kind gehalten werden.

Die gute Alte, die sich selbst kaum erhalten konnte, nahm dieses gürtige Anerbieten mit Vergnügen an, und Sophie nahm dieß Kind auch gleich bei der Hand, und führte es mit sich nach Hause.

Da hatte es nun Brigitte, so hieß das Mädchen, recht gut. Den folgenden Tag schon wurde ihr neue reinliche Kleidung fertig, und die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühstück, Mittags- und Abendmalzeit, die ihr gar herlich schmeckten, weil sie von Jugend auf die elendeste Kost genossen hatte. Die Thränen stossen ihr oft in die Augen, wenn sie einen Teller vol gutes Gemüß, und Fleisch bekam, und zurück dachte, wie sie sich sonst mit einem Stück Brod, und Salz habe behelfen müssen. Und wenn sie die alten Lumpen wieder erblickte, die sie sonst getragen hatte, und ihre Pflegemutter, nicht ohne Ursache, in einem Kämmerchen aufbewahrte, und sie mit ihrer

gegenwärtigen reinlichen Kleidung verglich, so wurde sie noch mehr gerührt. Sie ließ alsdenn oft zu Sophien, küßte dankbar ihre Hände, und versicherte, daß sie ihr Lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die sie ihr ist erzeige.

Sophie that ihr noch weit mehr Gutes. Sie ließ sie auch im Lesen, und Schreiben unterrichten, ließ ihr das Kochen, Spinnen, Stricken, Nähen, und alles lernen, was ein Mädchen wissen muß, das einst sich selbst ernähren wil. Was du bei mir lernst, Brigitten, sagte sie ihr oft, das sol einst deine Wittgabe sein, davon kannst du dir dein Lebenlang deinen Unterhalt verschaffen.

Darüber hatte Brigitten gar eine große Freude. Nach und nach wurde sie aber an das Gute, das sie in Sophiens Hause genoss, so gewöhnt, daß sie vergaß, daß dieses eine Wohlthat sei, und sich einbilde, sie habe ein Recht es zu fordern. Sie vergaß sich einigemal so sehr, daß sie das Essen tadelte, das ihr Sophie reichen ließ, und sich verlauten ließ, das Kleidchen sei ihr nicht gut genug, das sie ihr geschenkt hatte. Dieses war für die gute Sophie eine große Kränkung. Brigitte vergieng sich aber in der Folge noch weit mehr. — Da sie groß geworden war, und so viel gelernt

te, daß sie glaubte, sich selbst ernähren zu können, begegnete sie ihrer Wohlthäterin sehr unfreundlich, und sah einige Tage sauer aus, wenn sie von ihr einen kleinen Beweis bekommen hatte. Einst hatte sie einen Schleier, den ihr Sophie zu waschen übergeben hatte, so schlecht gewaschen, daß ihr Sophie deswegen einen Beweis geben mußte. Dieses verdros das Mädchen so sehr, daß es in der Stelle seine Sachen, die ihr Sophie geschenkt hatte, zusammenpackte, und von ihr wegzog.

Ihre Wohlthäterin nahm mit nassen Augen von ihr Abschied, und sagte ihr vorher, daß sie den unbedachtsamen Schritt, den sie jetzt thäte, gewiß bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinne, und erentete sich von ihr. Sie gieng zu einer andern Frau, bot ihr ihre Dienste an, und glaubte sie würde nun, ihrer Geschicklichkeit wegen, mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irte sich aber gar sehr. Denn als sie von ihr wissen wolte, warum sie aus Sophiens Hause gezogen wäre, und Briatte so böshaft war, daß sie ihrer Wohlthäterin allerlei Übels nachredete, so erstaunte diese Frau über ihren Undank, und saate: und ihr schämt euch nicht von einer Person so zu sprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt?

Habt? Wolt ihr dieser guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger werdet ihr mir gehorsam sein? sprecht ihr von dieser übel, wie viel mehr werdet ihr von mir sprechen, da ich nicht im Stande bin euch so viel Gutes zu erzeigen?

Da musste Brigitte beschämt abziehen. Sie gieng zu einer andern Frau, bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gern wäre sie zu Sophien wieder zurück gegangen, und hätte sie um Verzeihung gebeten. Aber sie musste besorgen, von ihr abgewiesen zu werden. Sie kam endlich in Dienst bei einer sehr reichen Frau, wo sie sich aber sehr übel befand. Gemeinlich bekam sie verdorbene Speisen, und das Getränk wurde ihr zugemessen. Sie musste schwere Arbeit thun, und wenn sie das geringste versähe, so wurde sie schrecklich ausgescholten. Deswegen zog sie schon nach sechs Wochen wieder von ihr, und suchte eine andere Herrschaft. Hier hatte sie es eben nicht viel besser, und musste sie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlassen. Dieses machte sie immer böshafter, und die schlimme Gewohnheit, ihrer Herrschaft unfreundlich zu begehen, wurzelte immer tiefer bei ihr ein. Deswegen hatte sie nirgends gute. Sie musste ihr Lebelang sich unter fremden Leuten herumschlagen, musste sich oft ihre

Ar.

Armuth vorwerfen, und von ihnen mißhandeln lassen. Da weinte sie oft bitterlich, und klagte: al dieses Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine liebe Wohlthäterin verdient.

2.

Sebald war ein Waise, der nicht das geringste Vermögen besaß, zeither war er durch die Gutthätigkeit einiger seiner Anverwandten in der Schule erhalten worden. Nun hätte er gern die Akademie bezogen, konnte aber keinen Thaler aufbringen, um die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den Herrn von Ringwald, der allenthalben als ein sehr gutthätiger Mann bekannt war, und bat ihn um Unterstützung. Dieser that mehr, als er erwartet hatte. Er sagte ihm, nach einigen Wochen wieder zu kommen, und von ihm Antwort zu holen. Als er kam, versicherte ihn dieser gutthätige Mann, daß er ihm auf der Akademie den Freitisch, und freien Unterricht bei den Professoren ausgewirkt habe, zählte ihm zehn Dukaten hin, um sich davon reinlich zu kleiden, und versprach noch über dieses ihm, so lange er auf der Akademie lebte, Jahre

jährlich hundert Thaler zahlen zu lassen. Durch diese außerordentliche Güte war Sebald so gerührt, daß er sich zu seines Wohlthäters Füßen werfen wolte. Dieser richtete ihn auf, und sagte: er verlange weiter keinen Dank, als diesen, daß er sein Geld gut anwenden, und sich bemühen sollte etwas nützliches zu lernen, damit er einst an ihm Freude habe. Sebald versprach es unter Vergießung vieler Thränen. Aber nur alzubald vergaß er sein Versprechen. Kaum hatte er das drittemal 25 Thaler ausgezahlt bekommen, so war er so thöricht zu glauben, es wäre des Herrn Ringwalds Schuldigkeit ihn zu ernähren. Er fieng ein so unordentliches Leben an, daß er mit dem Gelde, das ihm bestimmt war, nicht mehr auskommen konnte. Er schrieb an seinen Wohlthäter, und bat ihn, ihm noch mehr Geld zu überschicken. Da dieser ihm nun seine Unbescheidenheit verwies, so war er so verwegen, daß er seinem Wohlthäter schrieb, er wäre kein Handwerker, der mit so wenigem leben könne, er müsse künftig wenigstens 150 Thaler haben, wenn er länger auf der Akademie bleiben sollte. Dieses brachte den Herrn von Ringwald so sehr gegen diesen Undankbaren auf, daß er ihm meldete, von nun an hörten seine Wohlthäten auf. Nun fieng Sebald an, die Häßlichkeit seines Betragens einzusehen. Er

bat

bat ihn zu wiederholtemalen um Verze-
hung, ohne daß er sie erhalten konnte. Da
er nun von allen Menschen verlassen war,
so zwangen ihn Schulden, und Kummer
sich als gemeiner Soldat anwerben zu las-
sen. Er führte einige Jahre noch ein küm-
mertliches Leben, und fand endlich in einer
Schlacht seinen Tod.

Salzmann.



S. XLII.

Vom Aberglauben.

Kinder, seid nicht abergläubisch, Aberglauben verursacht oft viel Unglück und Schaden.

I.

Ein Knecht, Namens Friz, hatte gierig warme Wehlknödel gegessen, die ihm der große Knecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beide gezankt, und nun glaubte Friz, Bartel hätte ihn durch die Wehlknödel verhext. Um recht gewiß zu sein, gieng Friz zu einem betrügerischen alten Weibe, die im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zween Groschen um Rath. Sie sprach, wie gewöhnlich gleich von bösen Leuten, die ihm etwas angethan hätten. Nun meinte Friz, er hätte Recht, und verklagte Barteln bei der Obrigkeit.

Aber

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursache der Krankheit in der Ueberladung des Magens, durch als zu gieriges Essen der Knödel, und ließ Fritz ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib ward mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Fritz aber, der durch bessere Belehrung, und durch den Erfolg des Brechmittels indessen zum Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihm versöhnen. Aus Aberglauben entsteht viel Unglück, und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch untereinander lieben sollen. Wehe den Betrügnern, durch welches diese Aergerniß kömmt. Ein Aergerniß geben: bedeutet hier etwas thun, wodurch die Menschen ärger, oder schlimmer werden.

Rochow.

2.

Eine Kuh, welche bisher reichlich, und gute Milch gegeben hatte, hörte auf Milch zu geben. Jedermann glaubte, es
wäre

wäre ihr die Milch durch Hexerei genom-
 men worden. Man suchte unter der Schwel-
 le der Stalthüre nach, ohne ein Zeichen
 der Hexerei zu entdecken. Der Scharfrich-
 ter wurde um Rath gefragt, und endlich
 herbeigerufen. Er malte beim Eintritte in
 den Stal, auf alle vier Wände, Kreuze,
 und andere seltsame Figuren. Man mußte
 der Kuh etwas Milch abmelken, diese Milch
 in einer eisernen Pfanne übers Feuer setzen,
 und während der Zeit, daß sie kochte, mit
 Dornensteken auf die Kuh losschlagen. Den
 folgenden Tag wurden alle Gesichter der
 alten Weiber genau betrachtet, ob nicht
 auf einem davon Scharren, wie von Dor-
 nensteken verursacht, anzutreffen sein möch-
 ten, denn dergleichen sollten nach des Scharf-
 richters Prophezeiung, die der Kuh zuge-
 theilten Schläge, bei derjenigen Person am
 genannten Orte hervorbringen, die die Zau-
 berei begangen hätte. Allein es zeugte sich
 hievon nichts, und die Kuh gab, ungeach-
 tet dieser abentheuerlichen Behandlung,
 noch nicht Milch. Der Kuhhirt, der von
 diesem Vorgange unter der Hand Nachricht
 erhielt, war klüger, als eine ganze Stadt.
 Er beobachtete, wenn sie sich auf der Wet-
 te befand, und bemerkte bald, daß sie sich
 selbst die Milch abzog. Man überführte
 sich von der Wahrheit seines Berichts mit
 eige.

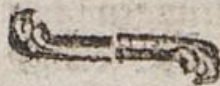
eräugneten Augen, und schlich voll stiller Scham,
daß man Thor gewesen war, davon.

3.

Es gibt Leute, die sich der Wahrsager-
kunst, das ist der Geschicklichkeit, künf-
tige Dinge vorherzusagen, rühmen; und
welche von den Einfältigen in allen Stän-
den, öfters reichlich bezahlet werden, um
ihnen allerlei Blendwerk vorzumachen. In
Städten setwol, als auf den Dörfern hört
man häufig verschiedene solcher Wahrsager-
histörchen.

Einst erhielt eine gute einfältige
abergläubige Frau, die ihr empfindliche
Nachricht, daß ihr Sohn, der schon einige
Jahre abwesend war, sich nach Amerika
begeben habe. Hier war sie ganz trostlos,
indem sie nun die Hoffnung, ihn jemals
wieder zu sehen, völlig aufgab. Man mochte
ihre Vorsicht machen, wie man wollte,
alles war umsonst. Endlich besuchte sie ei-
ne ihrer ebenfalls sehr abergläubigen Freun-
dinnen; und schlug ihr vor, sich bei der
klugen Sabine, so hieß die Wahrsagerin,
die damals in der Stadt von Vornehmen
und

Sohn auf der Reise nach seinem Vaterland
de gesehen hatte, damit entschuldigte: Am-
rika sei ein Bild des Gefängnisses, und die
Reise aus selbigem, die mit vielen Be-
schwerlichkeiten allerdings verbunden wäre,
habe die gefährliche Entziehung aus dem
Gefängnisse angedeutet. Die einfältige Mu-
ter glaubte an diese Auslegung, wie an ein
Evangelium, und umarmte die kluge Sabi-
ne, und machte ihr vor lauter Freuden, die
aufferlesensten Geschenke. Mit ähnlichen
Betrügereien treiben besonders die sogen-
annten Zigeuner ihr Gewerbe. Sie geben
sich für Egypter aus, und wollen die Kunst
verstehen, aus den Lineamenten des Ge-
sichts, oder der Hände das künftige Glück,
oder Unglück der Leute, die sie dafür bezah-
len, zu wissen. Wie unvernünftig! Hätte
uns nicht Gott aus sehr weisen Absichten,
unsere Schicksale verbergen wollen, so hätte
er gewiß auf andere Art; und nicht durch
Züge, die sehr zufällig, und veränderlich
sind, selbige offenbahren können.



S. XLIII.

Von der Nächstenliebe.

Kinder, liebet euern Nächsten, helfet ihm,
wenn er eurer Hilfe bedarf, und
wisset, daß jeder, der eure Hilfe
braucht, euer Nächster sei; dem solt
ihr helfen, so viel ihr könnt.

I.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee
die Stadt nicht erreichen, sondern be-
fand sich, als er vor Müdigkeit, und Kälte
betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen
war, in großer Gefahr zu erfrieren. Zwei
Bauern führen aus der Stadt nach Hau-
se. Hans, der den ersten Wagen fuhr,
sah den Schlafenden liegen. Da liegt ein
Mensch, rief er, der ist entweder tod, oder
betrunken? Christian der den zweiten Wa-
gen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und
versuchte lange, ob er ihn aufwecken könne,
fand aber keine Bewegung an ihm. Kom,
rief Hans, laß ihn liegen; was geht es



uns an; wir müssen nach Hause. Melch
 antwortete Christian, ich habe in der Schule
 gehört, daß, wenn ein Mensch auch
 schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt
 ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn
 auf meinen Wagen laden, ich wil zurück
 nach der Stadt fahren, und ihn zum Arzte
 bringen. Das wäre mit eben recht,
 antwortete Hans, ich sitze hier einmal warm,
 und solte mir die Füsse wieder kalt machen
 und damit fuhr er fort. Christian hob ihn
 also allein auf seinen Wagen; fuhr nach
 der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß
 der verständige Arzt, zu dem er den Erfro-
 renen brachte, ihn wieder herstellte. Alle
 gute Menschen, als sie diese That erfuhren,
 liebten, und lobten Christian; aber
 Hans ward als ein Liebloser verachtet.

Kochow.

2.

Hornig war ein armer, aber rechtschaffes
 ner Landmann. Wo er helfen konnte,
 half er mit Freuden, und nie war er ver-
 gnügter, als wenn er das Vergnügen an-
 derer vermehret hatte; deswegen hatten ihn
 auch

Auch alle seine Nachbarn herzlich lieb, und
 erwiderten seine liebevollen Gesinnungen, so
 oft sich ihnen eine Gelegenheit darbot. Einst
 brach im Dorfe Feuer aus. Hornig war
 krank. Schon hatte die Flamme das Haus
 Heilmans, seines Nachbars ergriffen; plöz-
 lich aber trieb ein Windstoß das Feuer auch
 über Hornigs Strohdach, und im Augen-
 blick stand es in vollen Flammen. Da Heil-
 man dieses sahe, floh er zum Hause des
 Kranken. Seinen Freunden, die ihm rief-
 en, zuerst auf die Rettung seiner Güter
 bedacht zu sein, antwortete er: Mein fran-
 ker Nachbar ist nicht im Stande sich selbst
 zu helfen, und ich weiß gewiß, er rechnet
 auf meinen Beistand. Mit diesen Worten
 stürzte er sich in die Glut, die schon von
 allen Seiten um Hornigs Bett ausbrach.
 Er hob den Hilfsen auf, und trug ihn
 auf seinen Schultern glücklich aus den Flam-
 men. Hornig schwebte in Todesgefahr; aber
 seines Nachbarn Liebe rettete ihm das Leben.

3.

Ein vornehmer Mann in Dresden, dem
 edle Denkungsart, und Herzensgüte
 schon längst die Liebe, und Achtung seiner
 Mitbürger erworben hatten, entdeckte einst

an einem seiner Bedienten, der bereits einige Jahre in seinen Diensten gewesen war, eine Niedergeschlagenheit, die sich zur stillen Schwermuth zu neigen schien. Gewohnt, alle seine Hausgenossen, die er bis zum Besten als Freunde behandelte, vergnügt, und heiter zu sehen, und die Quellen des Unmuths, und der Traurigkeit, so weit seine Kräfte reichten, bei ihnen zu verstopfen, mußte er diese Veränderung bald merken, mußte er sie mit Mitleid bemerken. Theilnehmend gütig näherte er sich dem Betrübten, und sagte zu ihm: mein Freund! Er hat Kummer, aber auch einen Herrn, dem es Freude ist, ihm zu helfen. Habe er Vertrauen zu mir, und erösne er mir die Ursache, die ihn seit einigen Tagen der Heiterkeit beraubt hat. —

Mein gütiger Herr, antwortete der Diener, und suchte den Kummer seines Herzogens hinter einer erzwungenen Heiterkeit zu verbergen, ich bin nicht so traurig, als ichs ihnen vielleicht scheine — bei ihnen bin ichs niemals —

Und doch ist ers ist — guter Freund! Bei diesen Worten trat der edle Herr seinem Bedienten näher, und klopfte ihm auf die Achsel, sei er nicht zurückhaltend gegen mich — was ist ihm begegnet? hat man ihm

in meinem Hause etwas zu nahe gelegt?
 gefällt es ihm bei mir nicht mehr? oder —
 was macht ihm Kummer? verschweig ers
 mir nicht, sei er offenherzig. —

Gerührt, und Thränen in Augen
 antwortete der Bediente: keine Kränkungen,
 keine — nur Wohlthaten kan ich von Ih-
 nen, und in ihrem Hause empfangen. Ich
 wolte nur gegen Sie nichts merken lassen,
 ich wolte schweigen: aber der Ernst, mit
 dem Sie ist in mich dringen, und mehr
 noch der Verdacht, indem meine Traurig-
 keit mich bei Ihnen gesetzt hat, als gefiel
 es mir nicht bei Ihnen, als könnte ich auch
 nur wünschen, es besser zu haben, rührt
 mich innigst. Ich muß reden. — Gott
 weis, wie gern ich, um Ihnen nicht Un-
 ruhe zu machen, vor Ihnen geschwiegen
 hätte, und wie schwer es mir wird, ist
 Ihrem Befehle nachzukommen. — Von
 dem Gehalt, den Sie mir jährlich bestim-
 met haben, und von den Geschenken, die sie
 mir über dieses noch so reichlich zuwandten,
 hatte ich mir während meiner Dienstzeit bei
 Ihnen ein kleines Kapital von 300 Thaler
 gesammelt, und dieses Geld einem hiesigen
 Handelsmanne geliehen, der verarmt war,
 und sich damit wieder auffhelfen wolte. Ich
 zweifelte gar nicht an seiner Ehrlichkeit, ich
 sicute mich, daß ich im Stande war, ihm

helfen zu können, und gab ihm mein Geld ohne einige Versicherung zu fordern. Dieser ist nun vor einigen Tagen gestorben, und sein Nachlaß reicht nicht einmal zu den nöthigen Begräbniskosten hin. Meine 300 Thaler sind also verlohren. Ich habe mich über den Verlust zufrieden gegeben, und versucht, auch meine Frau darüber zu beruhigen. Ich habe ihr unter andern gesagt, ist entgeht uns dadurch nichts, und Gott wird uns auch künftig nicht Noth leiden lassen. Aber die Arme (hier hielten Wehmuth, und Thränen die Sprache) hat sich das so zu Gemüthe gezogen, daß sie krank, und beinahe vernunftlos da liegt. Das mein gütiger Herr! das macht mir Kummer, nicht der Verlust meines Kapitals, sondern der elende Zustand meiner Frau, und mein Unvermögen sie zu trösten. —

Seiner Frau ist zu helfen, antwortete der Herr, und vielleicht kan ich es, vielleicht — und hiemit wandte sich der edle Mann um, gieng hin zu seiner Geldkassette, und kam mit einer Mine, auf der göttliche Freude, und des Wohlthuns ganze Seligkeit lächelten, zu seinem Bedienten zurück — Hier guter Freund! ein Beruhigungsmittel für seine Frau (es war der Ersatz des verlornen Kapitals) sie wird hoffe ich nun wieder gesund werden. Bringe ers
 ihr,

ihr, und dan geh er hin, hier ist noch ei-
 ne kleine Summe (es waren 30 Thaler)
 und laß er dafür seinen verstorbenen Schulde-
 ner begraben.

Der Bediente (dem jede Weigerung
 wäre vergeblich gewesen) nahm das Geld,
 sah auf seinen Wohlthäter, dan gegen Him-
 mel, schwieg, und gieng fort.



Von der Menschenfreundschaft.

Kinder, werdet Menschenfreunde, den Menschenfreund schätzt, und liebt jeder Rechtschaffener.

I.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute, oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestelt wurden. Er wußte wol, wie leicht die Jugend verführet werden kan, und wie mancher lüderlicher Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andere verführet hat. Darum war Wilhelm bemüht, zu erst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerlei Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. B. die Vortheile bei manchem von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten, besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun nahmen sie auch seine Lehren gern an, und glaubten

ren ihm, wenn er ihnen das Unglück des
 läderlichen Lebens schilderte, und es mit
 Beispielen bewies; dagegen aber Rechtschaf-
 fenheit, Ordnung, und Mäßigkeit als das
 einzige Mittel anpries, das Beschwerliche
 ihres Lebens, und ihres Standes insbeson-
 dere zu ertragen, und zu verfließen. Als
 einmal ein Soldat von denen tödlich krank
 lag, deren er sich freundschaftlich angenom-
 men hatte; so ließ dieser Wilhelm rufen,
 dankte ihm mit rührenden Worten, und be-
 kante frei vor allen Umstehenden, daß er
 nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft,
 und gute Lehren vor Lastern frei bewahrt
 geblieben. Dan. 12. 3.

Kochow.

2.

Bei Verona in Italien war vor einigen
 Jahren, die Etsch, ein großer Strom
 zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thau-
 wetter aber brach das Eis, und machte den
 Strom auf einmal aufschwellend. Die Ge-
 walt des Grundeeses rieß eine der Brücken
 an den beiden Ufern ein, und nur der mit-
 telste Bogen derselben that noch einigen
 Widerstand. Auf demselben ruhte ein klei-
 nes Häuschen, in welchem sich der Zölner
 mit seiner ganzen Familie befand.

Nach-
 lich

Sich fiengen diese Unglücklichen jämmerlich zu schreien an, welches Geschrei wol viele Menschen herbeizog, aber keinen einzigen, der es wagen wolte, ihnen zu Hülfe zu kommen. — Es sank ein Stück des letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf Spolverini, und hielt einen Beutel mit Geld empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Söldner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich keiner, denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien allen zu groß, und schrecklich zu sein.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wol Niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte. Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte der Gewalt des Eises, und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Söldners ließ sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein — und die Luft erschol vom Frolofen der Zuschauer.

Nun

Nun bot der Graf dem edelmüthigen
 Erretter die verheiffene Belohnung dar —
 aber wie sehr erstaunte er, und jeder Zu-
 schauer, da dieser kaltsütig zurück trat,
 und sich weigerte den Beutel anzunehmen.
 Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben
 nicht gewagt. — Hier ist eine unglückliche
 Familie, die izt ihr Hab- und Gut verlor-
 ren hat — ihr geben Sie, was Sie für
 mich bestimmter hatten. Mit diesen Worten
 kehrte er sich um, und verlor sich unter der
 Menge — und sein Name ist nicht bekannt
 worden — aber im Himmel steht er ange-
 schrieben.

A. B.

3.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung
 lag ein Schiff vor Anker, welches
 nach Batavia segeln solte, und nur noch
 auf guten Wind wartete. Allein es ent-
 stand ein entsezlicher Sturm, welcher zwei
 Tage, und zwei Nächte in einem fort wüthete,
 die Masten zerbrach, die Segel, und
 die Ankerseile zerriß, und das Schiff bald
 hoch in die Luft hob, bald wieder in den
 tiefsten Abgrund hinab warf. Endlich blieb
 es auf einer Sandbänke sitzen; und nur
 wurde ein Stück desselben nach dem andern
 von den Wellen losgerissen.

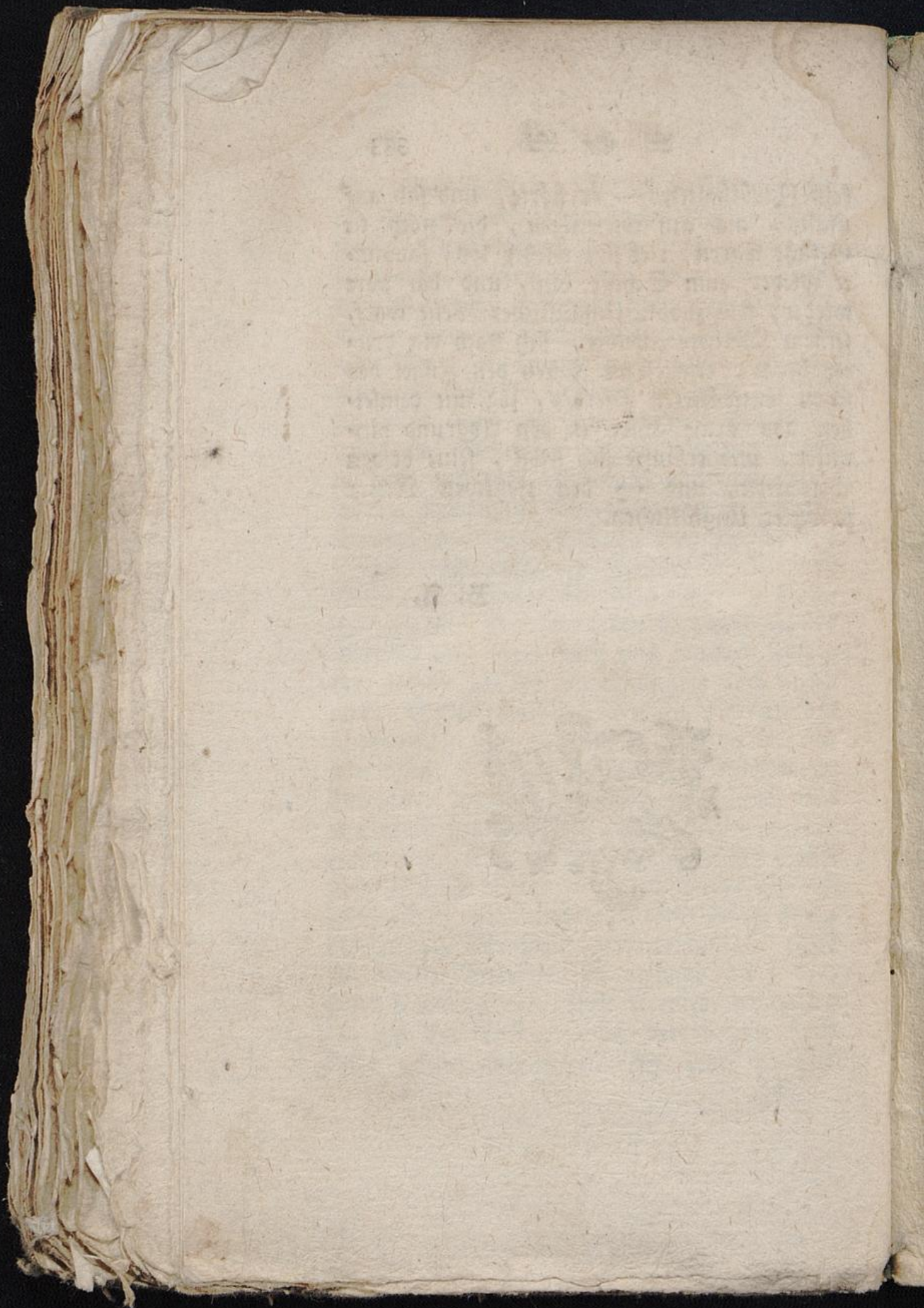
Das

Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches an der Küste lag. Gerne hätten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen wollen, aber sie hatten kein Fahrzeug. Unter ihnen war ein alter Bauer von 70 Jahren, dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her! Menschen, laffet uns Menschen retten! zugleich stürzte er sich mit dem Pferde in das schäumende Meer, schwamm mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und rufte den Elenden Trost, und Hülfe zu. Zwen von euch sagt er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an. Gott wird uns hinüber helfen: dan komme ich wieder, und hole noch mehrere. Schon hangen zwen an des Pferdes Schweife, und der Greis schwimmt mit ihnen durch. Kaum hatte er sie glücklich an das Ufer gebracht, so stürzte er sich von neuem in das brausende Meer, rufte wieder zwen Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab — kam wieder glücklich ans Ufer, und fuhr auf diese Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hatte. Die Geretteten betreten ihn beinahe an, und seine Anverwandte, seine Freunde beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nicht wieder auszusetzen. — Aber da war
feilt

kein Zurückhalten — er hörte, und sah auf
 nichts, als auf diejenigen, die noch in
 Gefahr waren, rief sich wieder los, schwim-
 te wieder zum Schiffe hin, und bat dort
 wieder, wie zuvor. Unglücklicher Weise warf,
 seinem Verbote zuwider, sich noch ein drit-
 ter herab, ergrieff im Fallen den Zügel des
 schon entkräfteten Pferdes, zog mit demsel-
 ben das arme Thier in den Abgrund hin-
 unter, und ersäufte sich selbst, seine beiden
 Gefährten, und — den tröstlichen Retter
 so vieler Unglücklichen.

B. A.







Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Light Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Dark Grey

